This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

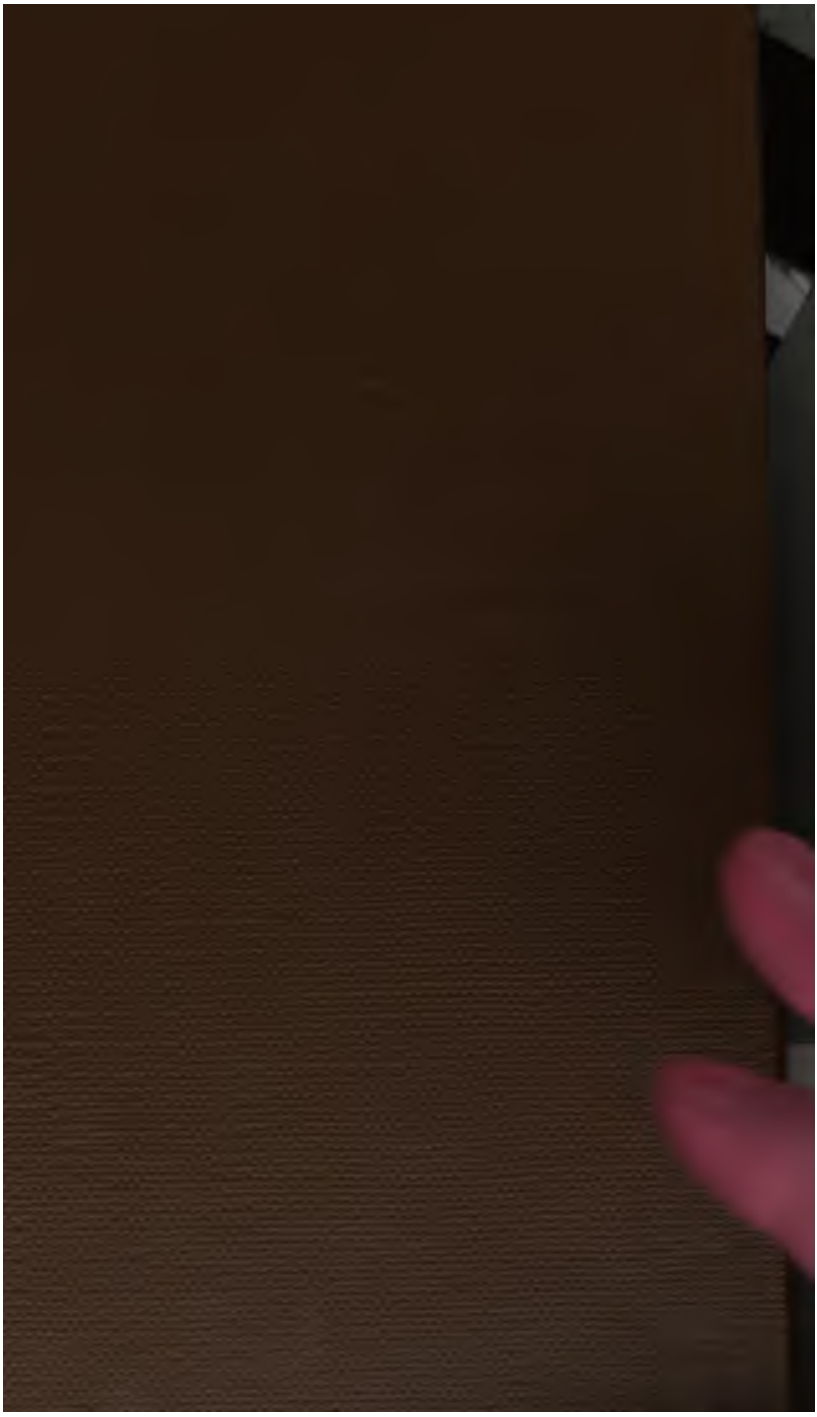
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



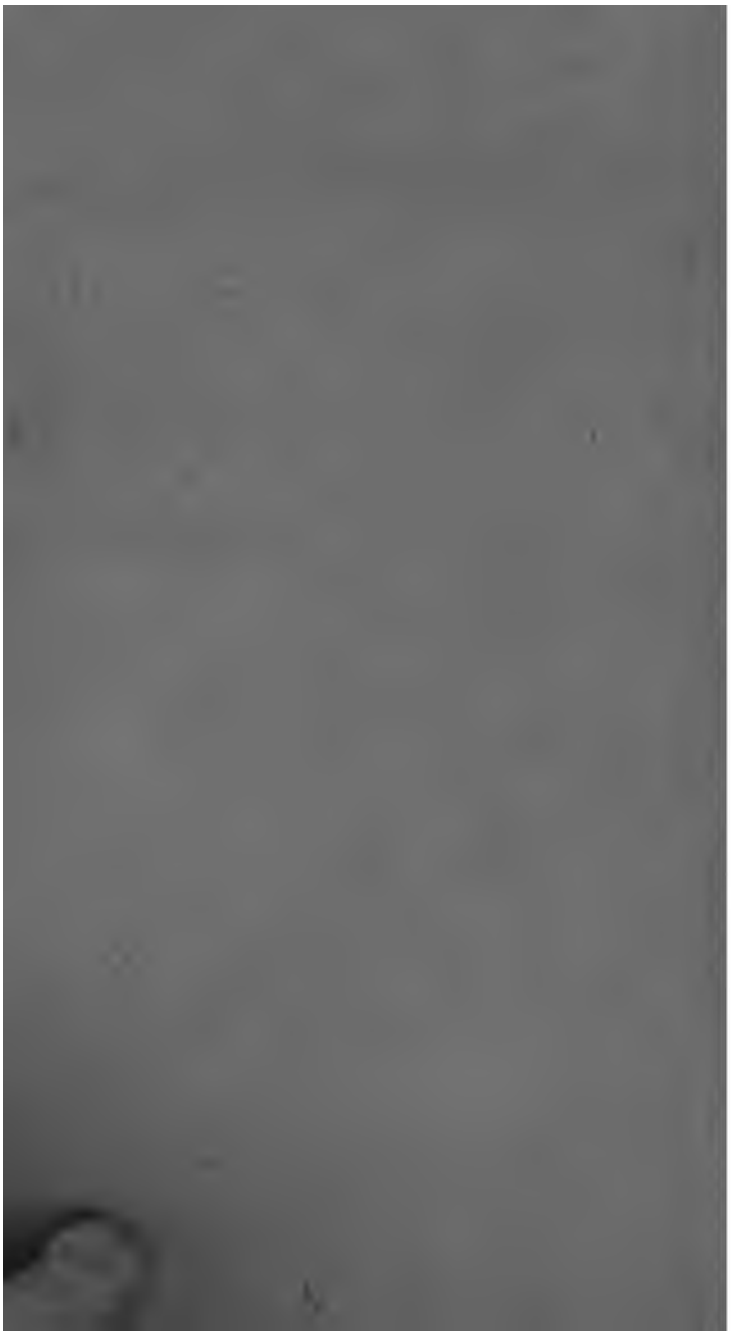
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Kleine Anzeigen

Soziale Streifbilder vom Jahrmarkt des Lebens —

Alfred R. Fried

Berlin
Hugo Bermühler Verlag
1905.



Kleine Anzeigen

Sociale Streifbilder vom Jahrmarkt des Lebens

von

Alfred H. Fried

Berlin
Hugo Bermühler Verlag
1900

Alle Rechte,
besonders das Ueberſetzungsrecht
vorbehalten.

Einleitung.

Der Jahrmarkt des Lebens.

Der Jahrmarkt des Lebens, — wo ist er, wo sind die großen Zelte aufgeschlagen, wo stehen die riesengroßen Hallen unter deren Schutz die Menschen da unten feilschen und werben, in tausendfältigen Wandlungen das bischen Lebenssalz, — das Glück, zu erhaschen suchen. Wo ist die große Börse, wo sie ihr armseliges Ich zum Austausch gegen die Güter dieser Erde auf den Markt tragen, wo sie Brot und Liebe, Schwelgerei und Genuß und Linderung für den quälenden Schmerz zu erhaschen bemüht sind. Ueberall, allüberall wo Menschen in dichtem Knäuel sich zusammenfinden und sich eingerichtet haben, das Leben, das ihnen, ohne daß sie es jemals verlangt, gegeben wurde, nun einmal auszuleben und das was ihnen ihre Vorfahren an Kulturkapital geschaffen weidlich auszunützen und daraus wieder soviel des Nutzen hervorzubringen, damit auch die Nachkommen eine für sie zugerichtete und lebenswerte Welt vorfinden, dort ist der Jahrmarkt des Lebens; da wo sie wetten und wagen, wo sie streben und irren,

und immer von neuem den immer wieder fehlschlagenden Versuch machen, sich ihres Menschentums zu entledigen, um Götter zu werden.

Je dichter der Kreis der Menschen, der sich an einem bestimmten Erdflecke zusammenfindet, umso größer der Markt ihrer Bedürfnisse, um so toller und bewegter das Treiben, um so bunter und mannigfaltiger die Begierde, aber auch um so größer das Maß des Hasses, um so tiefer die Not. Da unten auf den Gassen der Stadt sieht man sie hasten und jagen und schieben, fortwährend in tausendfacher Bewegung, ein Jeder für sich getrieben durch die Maschine seines Intellekts und doch Alle die einzelnen Stücke eines großen Räderwerkes, dessen Teile ineinanderklappen und voneinanderfallen. Hier eilen sie stumm den Gesetzen folgend, die die große Schöpferkraft ihnen vorgeschrieben, da rennen die Einen mit behenden Füßen und still hinterdrein die Gebrochenen, die Lahmen; diese hastend, jene keuchend und zwischendurch auf hohem Gefährte sanft dahinrollend, die Sieger im Kampfe, die Fürsten der Lebensbörse, die Protzen des Glücks. Doch hier können wir nur die äußeren Vorgänge des großen Jahrmarktes beobachten, nicht können wir hören was sie sagen, nicht erfassen was sie empfinden, was für Wille sie beseelt, wo ihr Ziel und ihr Ende ist.

* *
*

Goethe läßt den Teufel als den Erfinder des Papiergeldes erscheinen. Man wäre versucht, dem Teufel auch eine andere Erfindung zuzuschreiben, deren Stoff auch das Papier ist: Die Zeitung; die Satanserfindung, die uns die Welt verkleinert und uns den Zaubermantel des Faust ersetzt, die Satanserfindung, die wir nicht mehr missen könnten, die so sehr Bestandteil unseres Ichs geworden, daß wir eher das Licht oder den Frühling entbehren könnten statt ihrer. Wir sind zu groß geworden in unserem Streben, zu groß in unserem Thun, das uns die Scholle nicht mehr genügt, die wir mit unseren winzigen Organen wahrnehmen können. Wir fliegen hinaus in die Weiten mit unseren Instrumenten und Maschinen, wir leben ein tausendfaches Leben, ein größeres als unsere Vorfahren, ein weiteres. Wir brauchen auch die draußenstehenden Millionen anderer Menschen, auf daß sie mit uns leben, wir mit ihnen. Die Satanserfindung erst hat es uns ermöglicht den Maßstab unseres Daseins ins früher ungemessen Erscheinende zu vergrößern, den Wert des Lebens zu erhöhen, allerdings auch dessen Lasten und dessen Not. Sie verbindet unser kleines winziges Ich alltäglich, nein allstündlich mit der großen breiten Millionenmasse draußen, sie macht aus jedem einzelnen Menschen die Menschheit. Aber nicht nur mit den unendlichen Fernen verbindet sie uns; auch

unsere Nähe bringt sie uns näher, sie formt die glatte Fläche des Alltags zum Relief, sie verknüpft uns millionenfach mit unseren Nächsten, sie macht aus den Atomen den Körper, aus dem Individuum den Staat und bringt die Organisation in den planlosen Messerkampf des Wilden.

In der „Zeitung", da findet der große Lebensmarkt seine Organisation, dort ertönt der Ruf und die Klage, dort ertönt das Verlangen und die Abwehr, die Geste wird zum Wort, der Ringkampf ums Dasein findet seinen Laut. Und ganz abseits von den großen Registerblättern der Weltgeschichte, weit hinten in den knisternden Blättern, wo die letzten Spalten stehen, da finden wir auch den Kampf des Alltags, den zeitlichen Kampf der Individuen, den Jahrmarkt des Lebens.

* *
*

Man denke einmal, ein großer Zauberer bethörte uns. Er läßt einen großen, riesengroßen Platz vor unseren Augen erstehen und auf diesem Platze läßt er alles das, was die „Kleinen Anzeigen" unserer großen Blätter bringen, lebendig werden. Er läßt alle die Menschen vor unserem Auge erscheinen, die hinter diesen kleinen wortkargen Benachrichtigungen der Zeitungen stehen. Tausende und Tausende

kommen herbei. Aus allen Windrichtungen kommen sie daher. In immer dichteren Massen. Und alle tragen ein Verlangen im Herzen, einen Ruf auf den Lippen. Sie kommen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen. Elende Krüppel, die mühselig auf Krücken dahinkeuchen und wie die Würmer auf der Erde kriechen. Junge, lebensstarke Männer erscheinen und graubärtige Greise mit erloschenem Blick. Kleine unschuldige Kinder mit dem Stempel des Elends gezeichnet, sehen wir darunter. Frauen mit robusten Händen und andere wieder mit frecher Kleidung, das Merkmal der Schande im Gesichte. Wie sich das wälzt und schiebt und stößt, wie sie durcheinander laufen, und jeder sein Verlangen auf den Markt hinausruft, in immer und immer wiederholten Tönen. Hier die, die mit vergrämtem Blicke um Arbeit rufen und dort auf behäbigem Stuhle jene, die Arbeit zu vergeben haben und auf dem Markte Kräfte kaufen. Neben ihnen die Hyänen des Lebensmarktes, in eleganten stutzermäßigen Gewändern, die aus dem Betruge der bedürftigen Menschheit ihr trauriges Gewerbe ableiten. Hier nahen sich die mit allen Fächern des Wissens Ausgerüsteten, die ihre Wissenschaft den Wißbegierigen zum Kauf anbieten. Hier die Krämer mit ihrem Gerümpel und neben ihnen die Wucherer und die Kuppler und die Charlatane. Da kommen die Wollüstlinge, die die Geschändeten

[illegible]

Ein Spaziergang durch diesen Riesenjahrmarkt, dachte ich, müßte des Interessanten viel ergeben.

Er dürfte Einblicke gestatten, wie sie jenem übermütigen Studenten zu Teil geworden, der mit Asmodi, dem hinkenden Teufel, durch Sevillas Wohnungen zur Nachtzeit geeilt. Größer, moderner, mannigfaltiger sind aber die Gesichtspunkte, die sich uns hier bieten. Wir sehen tiefer in die gesellschaftlichen Tiefen der Menschheit, wir sehen mit unserem geschärfterem Auge weiter und erblicken kundig das tausendfältige Gewebe des großen Kannevas, auf dem sich all das Kleinleben der Großstadt abhebt, das uns ein Stück vom Leben unserer Zeit vors Auge führt.

A. H. F.

Die Heirats-Annonce.

Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, ſagt ein altes Volksſprichwort, das vielleicht nur mehr im ironiſchen Sinne angewandt wird, denn in unſeren proſaiſchen Tagen iſt die Eheſchließung faſt ganz ihres idealen Charakters beraubt worden und iſt von dem hohen Piedeſtal, auf das ſie die Dichter geſetzt hatten und trotz der hohen Bedeutung, die Kirche und Staat noch immer und mit vollem Rechte dieſer Inſtitution beilegen, zu einem Akte nüchterner Entſchließung geworden, bei der alle Chancen des Für und Wider von den daran beteiligten Parteien abgewogen werden, wie bei irgend einem anderen Geſchäfte. Namentlich in den Städten iſt es zur Regel geworden, die Liebe bei der Eheſchließung als einen konventionellen Aufputz nicht zu vergeſſen, die freie Neigung der Eheſchließenden wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu heucheln, beileibe aber nicht dieſer Neigung völlig freies Spiel zu laſſen. In den beſſeren Kreiſen der Geſellſchaft werden die Ehen ſchon lange „gemacht“ und auch im Mittelſtande iſt die „Mache“ mehr oder weniger zum Durchbruch gekommen. Ehen aus freier Neigung werden immer ſeltener und nur die Meiſter der Kunſt und die Dilettanten des Lebens

bilden jene Kreise, in denen Neigungsehen mit Beiseitelassung jeder Erwägung noch geschlossen werden. Dieser Umstand hat seine Begründung in der immer schwerer werdenden Lebenshaltung der besseren Stände, in den ungeheuren Lasten, die die Gründung eines eigenen Hausstandes und einer Familie mit sich bringt und die bei dem Gründer das Bedürfnis erwecken, sich und seine zukünftige Familie gegen die Gefährdungen des Lebens sicher zu stellen. Das Geld spielt dabei die Hauptrolle und es hat sich die vielverbreitete Ansicht entwickelt, daß es auch das Elixir sei, das das Glück in die Ehe bringe. Von solchen Grundsätzen ausgehend, sind nicht nur die Eheschließenden bemüht, die segenbringende Grundlage ihrer Ehe im breitesten Maße zu erhaschen, sondern auch die Familien beider Teile und namentlich jene Familienglieder, denen an dem Seelenheil der Eheschließenden am meisten gelegen ist, die Eltern und Vormünder und auch die Geschwister, trachten danach diesen realen Hintergrund bei einer Eheschließung zu sondieren und setzen alle ihre Kräfte in Bewegung, wenn es sich darum handelt ein leichtfertiges Familienglied von dem Abwege einer Neigungsheirat in die geordneten Bahnen einer Vernunftehe abzulenken.

Neben diesen kühlen Erwägungsehen, wo es sich um eine Vereinigung zweier Vermögen handelt, aus

deren Zusammenprall die Liebe erstehen soll, wie aus dem Zusammenprall der Meinungen das Licht, neben diesen geschäftsmäßigen Kontraktehen, geht noch ein Ehesystem zwischen ungleichen Kontrahenten Hand in Hand, wo auf dem Wege der Heirat ein sozialer Sprung in eine höhere Gesellschaftssphäre gemacht werden soll, und wozu die Ehe als Sprungbrett dem einen oder dem andern Teile der Kontrahenten dienen soll. Es ist selbstverständlich, daß mittellose unternehmende Männer sich danach drängen, reiche Frauen zu erobern und daß arme Mädchen darauf ausgehen, reiche Männer zu erhalten. Hier handelt es sich weniger um eine Vermögenskombination, sondern vielmehr um eine Vermögenserwerbung durch die Ehe. Daß diese Fälle seltener und schwieriger sind, ist selbstverständlich, denn sie sind zum Teile immer reine Neigungsheiraten. Der reichere Teil muß auf das „Geschäft" und auf die „Mache" verzichten und muß den ärmeren Teil rein um der Person halber zum Gatten wählen. Daß unter diesen Umständen ein, dem Institut der Ehe natürlich durchwegs nicht nützliches, Raubbausystem entwickelt wird, daß ein ungeheurer Wettbewerb zwischen einzelnen Vermögen und zwischen einzelnen Vermögenslosen, die in der Ehe allein noch den einzigen Ausweg ihres Glücks erblicken, stattfindet, ergiebt sich aus den Thatsachen. Unter diesen Umständen verliert nicht nur allein das

um ſo größer das
Not. Da unten auf
ſie haſten und jagen
ndfacher Bewegung,
die Maſchine ſeines
zelnen Stücke eines
e ineinanderklappen
len ſie ſtumm den
Schöpferkraft ihnen
inen mit behenden
Gebrochenen, die
hend und zwiſchen-
t dahinrollend, die
er Lebensbörſe, die
önnen wir nur die
Jahrmarktes be-
vas ſie ſagen, nicht
ir Wille ſie beſeelt,

", da findet der große
ıtion, dort ertönt der Ruf
das Verlangen und die
ım Wort, der Ringkampf
Laut. Und ganz abseits
ittern der Weltgeschichte,
n Blättern, wo die letzten
vir auch den Kampf des
pf der Individuen, d e n
b e n s.

*

roßer Zauberer bethörte
riesengroßen Platz vor
auf diesem Platze läßt
inen Anzeigen" unserer
ndig werden. Er läßt
m Auge erscheinen, die
gen Benachrichtigungen
usende und Tausende

Gründet das Bedürfnis
inftige Familie gegen die
cher zu ſtellen. Das Geld
und es hat ſich die viel-
, daß es auch das Elixir
he bringe. Von ſolchen
ıd nicht nur die Ehe-
ıenbringende Grundlage
ze zu erhaſchen, ſondern
ile und namentlich jene
em Seelenheil der Ehe-
gen iſt, die Eltern und
chwiſter, trachten danach
i einer Eheſchließung zu
e Kräfte in Bewegung,
t ein leichtfertiges Fa-
e einer Neigungsheirat
ner Vernunftehe abzu-

ıägungsehen, wo es ſich
Vermögen handelt, aus

werden soll,
einen oder de
soll. Es ist
nehmende M
zu erobern u
reiche Männ
weniger um
vielmehr um
Ehe. Daß d
ist selbstverst
reine Neigun
das „Geschäf
muß den ärı
zum Gatten
ein, dem Ins
nützliches, R
ungeheurer L
und zwischen
Ehe allein n
erblicken, stat
Unter diesen

Ansehen der Ehe selbst, nein, der Staat, der in der Ehe seine festesten Grundsäulen findet, die künftige Generation, die an dem Mißverhältnisse der Eltern krankt, die nicht durch eine ehrliche Neigung gegenseitig ausgewählt sind, leiden unter diesen Verhältnissen am härtesten. Aber es soll hier nicht geschildert werden, wie es sein müßte, sondern nur wie es ist, was aus den gegebenen Verhältnissen für Nebenumstände sich entwickeln. Bei diesem hier erwähnten ungeheuren Wettbewerb entwickelt sich selbstverständlich als dessen unmittelbare Folge ein Vermittlerwesen ganz derselben Art, wie es zur Regulierung von Angebot und Nachfrage auf dem kaufmännischen Markte sich entwickelt hat und dort eine ehrsame Gilde bildet. Auf ganz denselben Grundsätzen beruht das Vermittlerwesen der Ehe. Auch hier eine rein geschäftsmäßige Abwägung der Waren, ein Feilschen und Handeln und ein schließlicher Abschluß mit Gewinn und Provision. Und aus diesen, auf solche Art verhandelten Bündnissen geht dann das Geschlecht der Zukunft hervor. Daß bei diesem Handel natürlich viel Lebensglück vernichtet, viele hohe Lebensansprüche zu Grabe getragen werden und manche sich prächtig entfaltende Blüte im Aufblühen von der rohen Wirklichkeit erstickt wird, ist selbstverständlich. Was fragt der Händler, der Vermittler nach solchen Lappalien. Ihm ist Alles Geld und Geldeswert und auch Liebes-

glück weiß er zu taxieren und für Goldfüchse einzuhandeln. Hand in Hand mit dem Vermittlerwesen geht die Ehevermittelung durch die Spalten der Zeitungsannoncen.

Die Heiratsannonce ist ein integrierender Bestandteil unserer Tagespresse geworden. Man hat manchen Zeitungen sogar zum Vorwurf gemacht, daß sie solche Anzeigen veröffentlichen und sich so zu Kupplerdiensten hergeben. Dieser Vorwurf ist unberechtigt. Die ungeheure Menge der anstürmenden Heiratsinserenten beweist, daß ein Bedürfnis für diese Annoncen vorhanden ist und wenn sich eine Zeitung aus sittlichen Erwägungen solchen Bedürfnissen verschließt, so ist dies gewiß sehr lobesam und brav gehandelt, aber klug ist es nicht. Denn mit dem Verschließen des Annoncenteiles wird an den Verhältnissen selbst nichts geändert. Die Ehe bleibt bei den Leuten, bei denen sie einmal die Formen eines Geschäfts angenommen hat, doch Geschäft, wenn auch diese oder jene Zeitung sittlich entrüstet erklären wird, daß sie es nicht dulde. Die Inserenten gehen dann an ein anderes Blatt und alles bleibt beim alten. Wer hier ändern und reformieren will, der muß seinen Hebel auf einem ganz anderen Gebiete einsetzen und nicht wie der Vogel Strauß meinen, daß, wenn er sich die Augen zuhält, die Dinge, die er früher gesehen, verschwunden sind. Die Heiratsannonce ist ein

unumgängliches Korrelat unserer Verhältnisse. Daß die Verhältnisse so sind und nicht anders, ist allerdings ein bedauerliches Kapitel, das auf einer andern Seite steht.

Ganz schüchtern hatte sie ihren Anfang genommen. Wer der Erste war, der es wagte, seine Liebesgefühle offen auf den Markt zu tragen, ist natürlich nicht mehr zu erforschen. Er mag im gewissen Sinne ein Held gewesen sein oder er war ein Witzbold, der es ganz lustig fand, sich einmal so unendlich „modern" zu zeigen. Dem Witzbold mögen es dann viele andere, die den Ernst der Situation erkannt haben, nachgemacht haben und so wurde die Heiratsannonce, obwohl noch immer von vielen Kreisen als „Shoking" betrachtet, immer mehr modern. Man thut gut, sie als ein Kind aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu betrachten. Die leichteren Sitten des zweiten Kaiserreichs in Frankreich mögen auch in Deutschland das Eis der Prüderie zum Schmelzen gebracht und den offenen Markt für Ehevermittelung in die Erscheinung gerufen haben. Daß man zunächst nur mit schwerem Herzen und mit einer Unmenge von Entschuldigungen an das öffentliche Suchen und Angebot von Lebensgefährten herantrat, mag aus der Redefloskel ersichtlich sein, die glücklicherweise auch jetzt schon sehr im Verschwinden begriffen ist, nämlich die geflügelten Worte „auf dem

nicht mehr ungewöhnlichen Wege". Dieser Satz sagt sehr viel. Er enthält die Geschichte der Heiratsannonce, wenn man so sagen darf. Er besagt nämlich, daß die Heiratsannonce anfangs einen sehr ungewöhnlichen Weg bezeichnete, den einzuschlagen nicht jedermanns Sache war. Als sich aber immer mehr und mehr die Notwendigkeit dafür bahnbrach und die Leute einsahen, daß ein Handelsobjekt zur Vermittelung von Angebot und Nachfrage des offenen Marktes bedarf, und der breiteste Markt die Zeitung selbst ist, da schritt man dazu, den Weg so ungewöhnlich er auch sei, zu betreten, bis eines Tages wieder ein — reformierter Kopf aufgetreten sein mag, der sich sagte, etwas was so oft und immer wieder sich ereignet, kann nichts Ungewöhnliches mehr sein; und mit einem kurzen Satze dekretierte er das Odium des „Ungewöhnlichen" hinweg, damit gleichzeitig der ganzen Institution neue Bahnen eröffnend. Als man anfing, den Weg einen „nicht mehr ungewöhnlichen" zu nennen, da gab es keine Veranlassung mehr vor ihm zurückschrecken und in ungeahnten Scharen kamen die das Liebesglück Suchenden herangeeilt, die sich auf diesem Wege gütlich thaten. Daß die Redensart natürlich auch nur eine Ausrede war, merkten die Herrschaften kaum. Man hat doch nicht notwendig, einen Weg als einen nicht mehr ungewöhnlichen zu bezeichnen, wenn man

nicht sicher bei sich weiß, daß er eigentlich doch ein ganz ungewöhnlicher, unglaublicher Weg ist, den man einschlägt. Aber das nach einem offenen Markt ringende Ehebedürfnis der begüterten und Güter suchenden Klassen schritt mit diesem kleinen leichten Mäntelchen der Selbsttäuschung umgürtet über diesen Einwand hinweg und heute — — — ist auch dieser letzte Rest von Schamhaftigkeit gefallen. Man entschuldigt sich nicht mehr, man findet das Mittel, mit der Annonce nach der Lebensgefährtin zu suchen für ebenso vernünftig, wie man auf demselben Wege eine Magd, einen Tisch oder alte getragene Sachen zu kaufen sucht. Die Zeitung ist das Vademecum des modernen Bürgers, sie ist sein Markt, seine Börse, durch ihre Vermittelung muß auch das gefunden werden, was das Herz und das Portemonnaie am meisten bedrückt.

Die Heiratsannonce nimmt einen breiten Teil der Anzeigen unserer Tagespresse ein. Man findet sie nicht nur in den ausschließlich von besseren Ständen gelesenen Zeitungen, sondern auch in der von einem gewissen Kleinbürgertum besonders begünstigten Presse. Wenn die sozialdemokratische Presse die Heiratsannonce aus ihren Spalten wegläßt, so geschieht dies mit wohl überlegter Absicht, ist aber keineswegs als ein Zeichen dafür aufzufassen, daß ihre Leser sich der Heiratsvermittelung verschließen,

sondern nur als ein taktisches Vorgehen, wonach diese am meisten angefeindete Presse auch am meisten darauf angewiesen ist, die sittliche Integrität nach jeder Richtung hin aufrecht zu erhalten. Bei der Heiratsannonce muß man wohlgemerkt zwei verschiedene Arten, die miteinander eigentlich gar nichts zu thun haben, die aber unter einer gemeinsamen Etiquette laufen, wohl unterscheiden. Es ist dies die ernstgemeinte Heiratsannonce, die thatsächlich auf eine Eheschließung hinausläuft und die unter der Flagge eines Ehegesuchs segelnde Scheinannonce, wobei es sich meist um „Bekanntschaften", sogenannte „Verhältnisse" und sexuelle Verbindungen aller Art, aber nicht um wirkliche Heiraten handelt. Die Inserenten der letztgenannten Art sind aus polizeilichen Gründen gezwungen ihren Gesuchen eine Wendung beizugeben, die die Absicht einer Ehe wenigstens vermuten läßt, da sonst ein strafrechtlicher Eingriff der Staatsanwaltschaft gegen die Zeitungsverleger wegen Kuppelei unabwendbar ist. Daß es ihnen schließlich nicht um die Ehe zu thun ist, wissen die Inserenten schon durch geschickte Wendungen im Inserate selbst klarzulegen. Sie schreiben dann gewöhnlich „eventuell Ehe", womit sie doch niemand zwingen kann das Eheversprechen einzuhalten, oder sie stellen eine Ehe „für spätere Zeit in Aussicht. „Eine Kontrolle darüber besteht ja nicht, und das

Gesetz ist geschickt umgangen. Sehr beliebt ist auch der Einschiebesatz „behufs Heirat", der durch seine ungeschickte Einschiebung am Ende des ganzen Inserates genügend dafür spricht, daß es mit der Heirat nicht so ernst gemeint ist. Von diesen Scheinheiratsgesuchen sprechen wir unten ausführlich. Hier soll nur von den wirklich ernstgemeinten Heiratsgesuchen die Rede sein. Diese unterscheiden sich von den Scheingesuchen schon durch ihre Länge und durch die Angabe der verschiedenen Nebenpunkte, die der Suchende von sich und von dem gesuchten Teile nicht anzuführen vergißt. Einer, dem es nicht um „die Ewigkeit" dabei zu thun ist, der setzt sich über kleine Fehler und Mängel viel leichter hinweg, wie Einer der wirklich den Bund fürs Leben einzugehen gedenkt. So ist die Heiratsannonce auf den ersten Blick von der Verhältnis- oder Bekanntschaftsannonce zu unterscheiden. Ein weiteres Merkmal der ernsten Absicht bei dieser Annonce ist das Nichtfehlen des Geldpunktes. In der Bekanntschaftsannonce fehlt dieser Punkt gewöhnlich ganz, denn es ist den Suchenden nicht darum zu thun; höchstens, daß ein leichtfertiges Dämchen diesen Punkt anführt, denn für sie ist der Galan erst dann zu verwenden, wenn er „mächtig" Geld hat. Der ernste Heiratsinserent, also der Mann mit den ernsten Absichten, wird den Geldpunkt nie vergessen, wenn er ihn auch in den verschiedensten Formen geschickt einzukleiden versteht, um nicht direkt abzustoßen.

bestoweniger ebenso di
mögend". Der Geldpun
geht aus allen Heiratsges
bei jenen Annoncen wo de
tin sucht. Nur in seltener
dabei zurück. Dann han
einen Scherz, den eine über
Einschaltung einer Anno
die Verlesung der eingel
heitere Stunden zu vers
ernste Motive vor, wie ve
die die Wahl einer Gattin
So bei Witwern, die, un
eine Mutter zu geben, w
schaften des Herzens c
werden. Doch diese Fäl
will der Witwer seine A
kapitalisieren, und will
ihm der offene Markt d
Ort, die Mutter für sein

Bei den Frauen fällt
namentlich, wenn sie in
ihnen nicht mehr heißt „

rufen „Wo ist er?“ Bei solchen Ankündigungen wird nur „der Mann“ gesucht. Ganz außer Auge wird der Geldpunkt natürlich auch hier nicht gelassen, aber er wird unterdrückt und soll sich erst bei näherer Prüfung der Sachlage wiederfinden. Ein Merkzeichen der „ernstgemeinten“ Heiratsanzeige besteht darin, daß ein solches Gesuch, wenn es sich um eine Dame handelt, die einen Mann sucht, niemals von der Sucherin selbst ausgeht, sondern immer von Angehörigen oder Verwandten. Es sei denn, sie ist Witwe, die sich über diese Gepflogenheit erhaben fühlt und im eigenen Namen auf eigene Faust auf die Suche des zweiten Gefährten ausgeht.

Eine auffallende Erscheinung besteht darin, daß die männersuchenden Damen in der Rubrik der Heiratsannoncen in der Minderheit sind. Es mag doch etwas Scheu vor dem System eine große Anzahl Damen davon zurückhalten sich ausbieten zu lassen. Andererseits ist doch nur für wirkliche vermögende Frauen die Chance vorhanden auf dem Wege der Annonce eine Heirat zu machen, denn ohne Kenntnis der Persönlichkeit, wird niemand eine Frau, um ihrer anderen Eigenschaften willen heiraten. Und eine vermögende Frau, aus welchen Kreisen sie auch stamme und wie groß oder klein das Vermögen auch sei, wird immer Gelegenheit finden, andere Mittel zur Erlangung eines Mannes anwenden zu können. Nur

nager bezeichnet wird
durch ein lakonisches „
macht und geschmackv
nicht genau angegeben
mögender", „nicht un
einer Dame blos „mit
man aus den andern i
ermessen, wie hoch ob
mögen ist. Wird die
zogenheit angeführt, d
lich nicht über 10 00
„häuslichen Tugende
unter die 10 000 hinu
„eine angenehme Er
fähr 5000 Mk., wenn
oder mit einer „guten
leider gar nichts.

Ebenso geht es r
sittlichen Eigenschafte
mit ins Feld führen.
„distinguiert" und

Herrn, dann ist noch das Bedenken vorhanden, daß sie eine fertige Familie mit in die Ehe bringen.

Ganz anders tritt die vermögende Dame in ihrer Annonce auf, die, wie erwähnt, in der Regel von Angehörigen aufgegeben ist. Sie sagt was sie will, kurz und bestimmt und läßt alle schönen Worte fallen. Sie hebt weniger ihre Eigenschaften hervor, wie die Eigenschaften, die der gesuchte Mann haben muß, und begründet dieses dreiste Auftreten mit einer Reihe von beglaubigten Nullen, gegen deren Anmaßung nun einmal nichts einzuwenden ist. Diese Dame ist weder „herzensgebildet", noch „distinguiert", noch „häuslich", ihre Attribute gehen mehr nach der Richtung „hochachtbare Familie", „repräsentabel", „interessant", auch geniert sie sich gar nicht ihr wirkliches Alter anzugeben und zwar umsoweniger je mehr Nullen die an der Spitze stehende Mitgiftziffer hat.

Die auf dem Annoncenwege Lebensgefährtinnen suchenden Herren sind mit ihren Angaben gewöhnlich sehr offenherzig, wenn es sich um eine ernstgemeinte Vermögenskombination handelt. Das Alter wird bis auf den Tag genau angegeben, die Position nicht verschwiegen, das Einkommen prahlerisch hinausgerufen, das Glaubensbekenntnis gewissenhaft notiert, in vielen Fällen auch eine freie oder orthodoxe Richtung innerhalb eines bestimmten Glaubens besonders angeführt. Gewöhnlich sind es Fabrikanten, Großkaufleute, Ritter-

gutsbesitzer, Rechtsanwälte und Aerzte, die nach Ehe schreien. Sie stellen ihre einzelnen Forderungen bezüglich der künftigen Gefährtin nicht besonders auf. Sie normieren die Summe des Vermögens, manchmal nur unter Hinweis auf ihr eigenes Vermögen, und lassen durchblicken, daß ihnen alles Andere als Nebensache erscheint. Bringen sie einen ganz besonderen Dünkel mit und wollen sie andeuten, daß sie aus einer höheren Gesellschaftsphäre stammen, dann überschreiben sie ihr Heiratsgesuch mit dem französischen Worte „Mariage“. Das klingt etwas wie die Kanaille verachtend und ist ein beliebtes Schlagwort für verarmte Edelleute, die sich noch immer Prestige zu geben verstehen.

Bis zu einer gewissen Grenze, wo man ganz offen und ehrlich eine Vermögenskombination einzugehen beabsichtigt oder wo ein in guter Lebensstellung befindlicher, wenn auch vermögensloser Mann eine vermögende Gefährtin sucht, ist dieser Heiratsmarkt noch erträglich. Er wird erst unerträglich, wenn es sich um männliche Prostitution handelt. Hier stehen an der Spitze die Adelsverschacherungen. Die Fürsten, Grafen, Barone, die sich ihren Adel abkaufen lassen wollen und die unter Hinzufügung ihrer eigenen werten Persönlichkeit gegen einige tausend Mark bereit sind eine Bürgerliche in eine Blaublütige zu verwandeln. Diese Art Gesuche sind ständig in den

Rubriken der Zeitungen, und manches Adelswappen wird auf diesem Wege durch manchmal sehr fragwürdig erworbenes Geld neu aufgefrischt. Solche Herren sind gewöhnlich sehr vorurteilslos und skrupellos in Bezug auf Herkommen, Alter und Schönheit der Gesuchten. Sie stehen am Abende ihres gesellschaftlichen und sexuellen Lebens haben mit einer wüsten Vergangenheit gebrochen und möchten sich nunmehr durch Verkauf ihrer selbst einen sorgenlosen Lebensabend bereiten. Der Verkauf ihres Adels an ein eitles Bürgergänschen stand im Programme ihres Lebens für den Fall wo „alle Stricke reißen". Auch in religiöser Beziehung sind sie tolerant und da sie wissen, daß Jüdinnen manchmal sehr viel Geld und ebensoviel Eitelkeit besitzen, vergessen sie nicht fürsorglich hinzuzufügen, daß sie auch gegen alttestamentarische Stammbäume nichts einzuwenden haben. Sie machen es wie jener Tischler, der kürzlich in einer Berliner Tageszeitung eine Ehefrau mit einigen 100 Mark suchte und hinzufügte, „kann auch verwachsen oder Jüdin sein." (Historisch!)

Ein weiterer Zweig männlicher Prostitution ist in jenen Annoncen zu erblicken wo junge, oftmals blutjunge Kerle, reiche „wenn auch ältere" Frauen suchen. Meist sind es Menschen ohne Position, die auf die Geilheit irgend einer alten begüterten Vettel spekulieren und diese dann auszu-

nützen versuchen. Daß solche Anzeigen fast immer von Erfolg begleitet sind, und daß trotz der Offensichtigkeit der Absicht es immer noch alte Weiber genug giebt, die sich einen jungen Mann kaufen, wird allgemein versichert.

Zu dieser Spezies von Heiratsannoncen gehören auch jene sogenannten „Einheiratungsgesuche". In diesen Annoncen suchen junge Männer Kompagnons in bestehenden Geschäften zu werden und nehmen dafür die beim Geschäft befindliche Tochter mit in den Kauf. Bei diesen Kombinationen ist das Geschäftsmäßige des ganzen Ehehandels am rohesten zum Ausdruck gebracht. Hier wird Existenz und Zukunft mit dem „Erwerb" eines Weibes in Bausch und Bogen erhandelt. Und man geht nicht fehl, daß dem edlen Streber der Gang und die Bedeutung des in Frage kommenden Geschäftes mehr am Herzen liegen wird, als die dazu gehörige Gattin. Er wird erst Bilanz und Inventar des Geschäftes prüfen, um nach deren jeweiligen Befund über die körperlichen und gesitteten Nachteile seiner zukünftigen Ehegattin ein oder beide Augen zuzudrücken.

Ueber die Erfolge der Heiratsannonce haben sich schon Viele den Kopf zerbrochen. Es giebt Leute, die nicht daran glauben wollen, daß auf diesem Wege wirklich Ehen zustande gebracht werden. Man muß solche Leute um ihren Optimismus beneiden. Es

existiert gewiß keine Statistik über den Erfolg oder den Mißerfolg dieser Anzeigen, wohl steht aber fest, daß der größte Teil der Annoncen, soweit dabei vermögende Partner in Betracht kommen, zu dem gewünschten Erfolge führt. Wo es sich um die Wünsche einzelner unvermögender Frauen handelt, dürfte der Erfolg seltener sein, wohl aber dürften Witwen, selbst wenn sie kein größeres Vermögen aber eine passable Wirtschaft besitzen, durch die Annonce häufig den Weg zum Standesamt machen. Es ist klar, daß eine ganze Anzahl solcher durch die Zeitungen geschlossener Ehen schließlich auch ganz glücklich wird, besonders wenn die materiellen Grundlagen des Glücks geboten sind. Wenn man einmal eine Enquête unter den Eheleuten anstellen wollte, auf welche Art sie sich kennen gelernt haben, würde man mit Staunen bemerken, daß bei sehr vielen dieser Ehen die Zeitung die Vermittlerin war, und man würde ferner wahrnehmen, daß diese auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege geschlossenen Ehen an Glück und Zufriedenheit den Neigungsheiraten nicht nachstehen, ja, wer weiß, diese vielleicht sogar überragen.

Eine besondere Spezies von Heiratsgesuchen, die in keinem Falle als irgendwie anstößig zu bezeichnen ist und die vielleicht durch ihre innere Notwendigkeit gerechtfertigt den Anfang der Heiratsvermittelung auf dem Annoncenwege gebildet haben

mögend". Der Geldpu
geht aus allen Heiratsg
bei jenen Annoncen wo
tin ſucht. Nur in ſelten
dabei zurück. Dann h
einen Scherz, den eine ül
Einſchaltung einer An
die Verleſung der einç
heitere Stunden zu ve
ernſte Motive vor, wie
die die Wahl einer Gat
So bei Witwern, die,
eine Mutter zu geben,
ſchaften des Herzens
werden. Doch dieſe F
will der Witwer ſeine
kapitaliſieren, und wil
ihm der offene Markt
Ort, die Mutter für ſ

Bei den Frauen fe
namentlich, wenn ſie i
ihnen nicht mehr heißt

Glück macht, daß es sich rasch in die Verhältnisse ihrer neuen Heimat hineinfindet und dieses Glück der Zeitungsannonce vedankt.

Einen der schwierigsten Punkte bei all' den Zeitungsannoncen ist das Sichkennenlernen, die Anknüpfung. Diskretion wird überall als Ehrensache zugesichert, doch ist dies eine Versicherung, die wenig Wert hat, weil man nicht weiß, wer sie giebt. Es widerstrebt sehr Vielen sich auf eine Annonce zu melden und dort eine regelrechte Offerte über sich selbst zu machen, wenn man noch dazu weiß, daß eine ganze Anzahl von Offerten eingehen wird, unter denen der Inserent wählen wird. Das ist der wunde Punkt der ganzen Heiratsannoncen, daß man mit dem eigenen Namen und mit detaillierten Schilderungen der eigenen Persönlichkeit einem Uebekannten näher treten muß, von dem man nicht weiß, ob man ihn je kennen lernen wird. Das unheimliche Gefühl, daß ein Unbekannter mit diesen Angelegenheiten Unfug treiben könnte, hält manchen zurück auf eine solche Anzeige einzugehen. Anders ist es, wenn die Vermittelung durch eine dritte Person verlangt wird. Aber auch eine solche dritte Person, die dem andern Teile unbekannt ist, bietet wenig Gewähr. Es ist demnach immer ein Inverbindungtreten auf solch' eine Anzeige, ein Sprung ins Nichts, denn man weiß nicht wie es enden wird. Wenn selbst die auf solch'

eine Anzeige abgegebene Offerte nun von Erfolg gekrönt ist, und eine zustimmende Antwort eintrifft, ja, wenn selbst ein Rendez-vous verabredet wird, vermehrt sich das Unbehagen nur noch mehr. Man kann ja mit Sicherheit annehmen, daß, nachdem mehrere Offerten eingegangen sind, der Suchende auch mehrere Offerten ausgewählt haben wird, denen er nun näher tritt. Man wird sich des Gefühls nicht erwehren können, daß nun eine Auswahl der Personen stattfinden kann, die noch peinlicher und unangenehmer sein muß, als die Auswahl nach dem Briefe. Auch hier springen im letzten Momente noch sehr viele ab, die mutig den Sprung in Nichts gewagt haben. Nur sehr resolute Personen werden den letzten Schritt wagen und es erhebt sich die Frage, ob dieser Umstand des erschwerten Inverbindungstretens nicht eine Auswahl nach einer ganz bestimmten Richtung hin vollzieht, das heißt ob durch die hier angedeuteten Schwierigkeiten nicht etwa schließlich nur solche Personen in die engere Wahl gelangen, die eine gewisse Unverfrorenheit und Skrupellosigkeit an den Tag legen. Skrupellos sind diejenigen immerhin, die auf ein Heiratsgesuch hin ihren Namen nennen; und um zum Ziele zu kommen muß doch dieser Name einmal genannt werden. Man denke, was das wäre, wenn jemand es wagen würde, ein Heiratsgesuch ohne Wahrung seiner Anonymität aufzugeben, das heißt

, das besonders feinfühlige
tüssen, die nämlich ehe sie
g suchen eine längere ano=
usgehen lassen. In der
r Mensch viel ungenierter
on zu Person, man lernt
l besser kennen, man lernt
en, man kann beobachten

Täuscht man sich nun
korrespondenz, dann hat
t, wenn er die Korrespon=
e sich persönlich nie und
mehr sehen und nennen
r Briefwechsel, erfüllt er
nun alsdann wird ein
tem bestimmten Rendez=
ernen ermöglichen. Aber
en Briefwechsel, wollen
den eingehen. Sie ver=
nit Photographie, deren

Frage stellt, weil dadurch
gestoßen werden.

Die besseren Elemente
Eingange dieses Kapitels
der geschäftsmäßigen Hei
durch die Zeitungsannonc
nicht den Höhepunkt der
Sittlichkeit, die in der Ehe
schlechter auf Grund innig
sich die Gatten, ehe sie d
machen, gegenseitig genau
haben und zu der Ueberze
sie ohne den andern nicht z
jenigen, die ihre Ehegatten
suchen, wissen von all' de
es ihnen gar nicht bekann
giebt, Ehen zu schließen,
Chancen abwägende V
geistige Niveau gewisser C
vom Kampf ums Dasei
hineingezwängt, daß diese
anderen Maßstab kennen,
sachen nur immer ein
methode: Den Handel, 1

Inſere
lich eine Hei
kanntſchafts
expeditionen
ſpäterer Hei
der manchm
ausgedrückt
des die Hei
Satze anged
erſter Linie
daß mit den
derung" der
der die Krin
und ſie auf
antwortung
gend einer
man aber d
ganze übrig
braucht gerc
bringen, un
annonce
unterſcheide

fiſchen, mit dem er ei
langen Winter, oder gar
ſolange es eben geht, di
allen Dingen bequem, de
ſucher, der, ſtatt des Aber
und auf den hellerleu
Fenſtern der Juweliere,
Bazare, oder nach Schlu
in dem großen Jagdgeh
der den Hausvogteipla
ſein Glück zu verſuchen, e
cenbureau macht und es
lichen Lehnſeſſel, die Zi
Bierkrügel vor ſich oder
tiſches, all die zierlichen
da zukommen. Und e
Stoß, der da ſeiner har
mal in der großen T
bergen und wenn
renom-

in der Eintönigkeit der el-
iſt armſelig genug iſt, giebt
igendlich ſchlagendes Herz
ommt noch der perſönliche
en jungen Ding nagt und
n freudeloſe Leben dieſer
lich macht. Der Ehrgeiz,
barin oder Kollegin einen
vom Geſchäft abholt und
ns Reſtaurant geht zum
s Sonntags mit ihr nach
reptow, und ſie gar ins
ott, der Ehrgeiz, der ſie
hen ſcheint ja der Haupt-
Galan gebotenen Ver-
zu liegen, daß ſie ihre
en damit ärgert. Was
kleinen Nichtigkeiten,
die andern in ihrem
gehen. Kein Wunder!
nſeliges Ding, das
iſt und auch nicht in
chönheit durch kokette

unter der Annonce seinen Namen zu stellen. Bis jetzt ist ein solcher Fall noch nicht dagewesen und doch mutet jeder dem andern Teil zu, daß er etwas Aehnliches thue, daß er dem unbekannten Sucher seinen Namen und seine Adresse und dabei noch seine näheren Verhältnisse nenne.

Vielleicht ist aus diesen Gesichtspunkten heraus das Mittel hervorgegangen, das besonders feinfühlige Personen erdacht haben müssen, die nämlich ehe sie eine persönliche Annäherung suchen eine längere anonyme Korrespondenz vorausgehen lassen. In der Korrespondenz giebt sich der Mensch viel ungenierter wie im Gespräch von Person zu Person, man lernt sich auf brieflichem Wege viel besser kennen, man lernt den inneren Menschen kennen, man kann beobachten wie jeder fühlt und denkt. Täuscht man sich nun innerhalb dieser Prüfungskorrespondenz, dann hat sich kein Teil etwas vergeben, wenn er die Korrespondenz abbricht. Man kannte sich persönlich nie und wird sich im Leben niemals mehr sehen und nennen hören. Konveniert aber der Briefwechsel, erfüllt er die gegenseitigen Ansprüche, nun alsdann wird ein verabredetes Zeichen bei einem bestimmten Rendezvous das persönliche Kennenlernen ermöglichen. Aber freilich auf solchen anonymen Briefwechsel, wollen die wenigstens Heiratssuchenden eingehen. Sie verlangen ausführliche Offerte mit Photographie, deren

Rückſendung ſie verſprechen und verſichern dafür alle unter Ehrenwort die ſtrengſte Diskretion. Das iſt ein Fehler, der die ganze Wirkung der Annonce in Frage ſtellt, weil dadurch die beſſeren Elemente abgeſtoßen werden.

Die beſſeren Elemente! Wir haben es gleich am Eingange dieſes Kapitels erwähnt, daß der Unfug der geſchäftsmäßigen Heiratsvermittelung, wie er durch die Zeitungsannonce geübt wird, allerdings nicht den Höhepunkt der Sittlichkeit bedeutet, jener Sittlichkeit, die in der Ehe eine Vereinigung der Geſchlechter auf Grund innigſter Zuneigung erblickt, wo ſich die Gatten, ehe ſie den folgenſchweren Schritt machen, gegenſeitig genau kennen und lieben gelernt haben und zu der Ueberzeugung gekommen ſind, daß ſie ohne den andern nicht zu leben vermögen. Nein, diejenigen, die ihre Ehegatten auf dem Weg der Annonce ſuchen, wiſſen von all' dem garnichts. Sehr oft iſt es ihnen gar nicht bekannt, daß es noch andere Wege giebt, Ehen zu ſchließen, als die nüchterne kühl die Chancen abwägende Vermittelung. Das ganze geiſtige Niveau gewiſſer Geſellſchaftsklaſſen iſt ſo ſehr vom Kampf ums Daſein in geſchäftliche Formen hineingezwängt, daß dieſe für nichts in der Welt einen anderen Maßſtab kennen, als das Geld und für Geldſachen nur immer ein und dieſelbe Verkehrsmethode: Den Handel, um nicht Schacher zu ſagen.

die verzweifelte Trauer von
ihre Existenz zugrunde gehen
Zartung ihres Kindes oder für
n Wirtschaft oder für die Mit-
weibliches Wesen suchen, dem
sicht stellen. Hier ist es gewiß
er zweiten Gefährtin, die dem
in Bezug auf eine spätere Ehe
geprüft und sich überzeugt
teinfall seiner harrt. Gewiß
kennen ist und die man diesen
ibel nehmen wird. Die amt-
n Kreisen der eine Großstadt
t überhaupt kein so wichtiges
ht die Ueberzeugung, daß zu
:n des Standesamtes durch-
cher Witwer oder Geschäfts-
jahrelanger glücklicher Ehe
ren, wird daher in seinem
handeln, wenn er sich sagt,
ren.

dem Geldpunkte gegenüber u
um nichts anderes, als um ei
Prostitution. Individuen d
gewöhnlich nach „älteren Da
sogar sehr oft nicht, dies ausl
auch körperliche Nachteile der
des Herzens geben können,
nonce in der ein „kleiner li
was verwachsen, sonst kerng
Dame zwecks späterer Heira
behrt eine solche Ankündigu
verhilft vielleicht dazu, daß
mit Körpervorzügen nicht a
sammenfindet.

Wenn so die Suche
und Liebe, andererseits d
Bedürfnis nach einem weil
dazu treibt, in die Zeitungs
sein Bedürfnis offen auf d
hält das die Frau nicht ab,
zu erscheinen und nach eine

Ebenso ferne wie der Kunst und der Wissenschaft stehen diese Kreise auch der Liebe. Sie finden alsdann im Sinnengenuß ein Aequivalent, das sie Liebe taufen, das sie vielleicht selbst auch für Liebe halten. Jedenfalls ist die „Qualität" für ihre Ansprüche gut genug. Wenn man solchem Unfug steuern will, so muß man dafür sorgen, daß ein geistig veredelteres Geschlecht aus unseren Schulen hervorgehe, daß es in den Familien zu höheren Zielen erzogen werde. So lange aber das Geld der Gradmesser alles Glückes und aller Kultur sein wird, wird es schwer, ja fast unmöglich halten, einfacheren Gemütern es beizubringen, daß die Welt schließlich doch etwas mehr als ein großes Warenhaus ist und daß es Güter giebt, die für keine Million der Erde einzuschachern sind, daß es Schätze giebt, die zu heben gewisse Herzens- und Geisteseigenschaften erfordern, die man nur aus sich selbst herauszubilden vermag, die aber nirgends angeboten und nirgends hergestellt werden und die die allein giltige Münze im Verkehr der Geister bilden. Nur wer diese Münze besitzt, besitzt den Schlüssel, zu den höchsten Gütern.

„Behufs späterer Heirat."

Eine Abart der „Heiratsannonce", bei der es dem Inserenten aber weniger darum zu thun ist wirklich eine Heirat zu schließen, sind die sogenannten „Bekanntschaftsgesuche", die den von den Zeitungsexpeditionen allgemein geforderten Nachsatz „behufs späterer Heirat" oder „eventuell Heirat" enthalten, der manchmal auch durch ein kurzes „zwecks Heirat" ausgedrückt ist, wobei aber durch die ganze Stellung des die Heirat in Aussicht stellenden Hinweises im Satze angedeutet wird, daß es sich zunächst und in erster Linie nur um eine „Bekanntschaft" handelt, und daß mit dem Heiratshinweise nur die „sittliche Forderung" der Zeitungsexpedition erfüllt werden soll, der die Kriminalpolizei sonst „auf die Bude rücken" und sie auf Grund des Kuppeleiparagraphen zur Verantwortung ziehen würde. Das Wort „Heirat" in irgend einer Form muß in die Annonce hinein, daß man aber daran selbst nicht glaubt, giebt schon der ganze übrige Inhalt der Annonce zu erkennen. Man braucht gerade keine besonderen Erfahrungen mitzubringen, um eine wirklich „ernstgemeinte" Heiratsannonce von einem Bekanntschaftsgesuche zu unterscheiden. In den meisten Fällen ist der Unter-

schied so sehr ins Auge springend, daß er schon dem Metteur in der Zeitungsdruckerei, der so gerne gleich und gleich zusammenbringt, Gelegenheit bietet, die Unterscheidung vorzunehmen, indem er einfach die wirklichen Heiratsgesuche von den Bekanntschaftsgesuchen trennt und die zusammengehörigen Anzeigen so zusammenstellt, daß sie untereinander zum Abdruck kommen. Während in der wirklichen Heiratsannonce zunächst das Vermögen eine große Rolle spielt, fällt dieses als das untrüglichste Wahrzeichen, daß es sich nicht um einen Bund fürs Leben handelt, in der Bekanntschaftsannonce ganz weg. Kein Wunder! Ist doch das Bekanntschaftsgesuch meist dem Gefühle der Einsamkeit entsprungen und wird damit nur eine vorübergehende Zerstreuung für einige Zeit gesucht, ohne daß der Suchende sich in irgendeiner Weise binden will. Der durch Anzeigen eine Heirat Suchende, wird in den meisten Fällen doch nur wegen des Geldpunktes dazu veranlaßt. Er wird das Vermögen nie vergessen, und wenn er es auch in den schüchternsten, diskretesten und höflichsten Formen vorbringt, wenn er es noch so nebensächlich behandelt; aber neben den geforderten Eigenschaften, neben der gewünschten „Empfänglichkeit für alles Schöne, Gute und Edle", wird der Suchende immer noch in einem Winkel seiner Satzkonstruktion, das Wort „vermögende" oder „nicht unvermögende" oder „gutsituirte" einzuschieben

wissen. Ganz anders der flotte und sorgenfreie „Bekanntschaft“ Suchende. Er will keinen Bund fürs Leben, er will keine gesellschaftliche Brücke, keine soziale Erhöhung seiner selbst, in den meisten Fällen will er nur Mensch sein, will es sein dürfen und will aus dem kochenden Hexenkessel der Großstadt auf möglichst bequeme Art ein weibliches Wesen herausfischen, mit dem er einen Sommer, oder einen langen Winter, oder gar ohne bestimmte Zeitfristen, solange es eben geht, durchflirten will. Er ist vor allen Dingen bequem, der papierene Bekanntschaftssucher, der, statt des Abends in den Gärten der Stadt und auf den hellerleuchteten Straßen, vor den Fenstern der Juweliere, in den Räumen der großen Bazare, oder nach Schluß der Geschäfte und Kontors in dem großen Jagdgehege der Leipzigerstraße und der den Hausvogteiplatz umgebenden Straßenzüge sein Glück zu versuchen, einen kurzen Weg ins Annoncenbureau macht und es vorzieht, daheim im behaglichen Lehnsessel, die Zigarre schief im Munde, das Bierkrügel vor sich oder auf der Bierbank des Stammtisches, all die zierlichen Offerten zu enthüllen, die ihm da zukommen. Und es ist in der Regel ein ganzer Stoß, der da seiner harrt. Kaum weiß er sie manchmal in der großen Tasche seines Ueberziehers zu bergen und wenn er der richtige Fant ist, dann renommirt er noch wochenlang damit, wie sehr sich

das schöne Geschlecht „um ihn reiße". Als ob dieser „Andrang" seiner Persönlichkeit gelte!

Was Wunder auch. Mädels, die des trockenen Tones ihres Lebens satt sind, giebt es in jeder Großstadt in Hülle und Fülle. Arbeiten heißt es bei ihnen früh und spät und in der Eintönigkeit der elterlichen Wohnung, die meist armselig genug ist, giebt es sehr wenig, was ein jugendlich schlagendes Herz befriedigen könnte. Dazu kommt noch der persönliche Ehrgeiz, der an einem solchen jungen Ding nagt und frißt und der das ohnehin freudelose Leben dieser Armen noch mehr unerträglich macht. Der Ehrgeiz, wenn sie sieht, daß die Nachbarin oder Kollegin einen reichen Galan hat, der sie vom Geschäft abholt und der mit ihr allabendlich ins Restaurant geht zum warmen Abendbrot, und des Sonntags mit ihr nach Wannsee fährt, oder nach Treptow, und sie gar ins Kaffee Bauer führt. Ach Gott, der Ehrgeiz, der sie da quält. Dem andern Mädchen scheint ja der Hauptreiz eines, ihr von einem Galan gebotenen Vergnügens hauptsächlich darin zu liegen, daß sie ihre Kolleginnen und Freundinnen damit ärgert. Was nützen ihr diese tausend kleinen Nichtigkeiten, wenn sie nicht wüßte, daß die andern in ihrem Innern dabei vor Neid vergehen. Kein Wunder! Da sitzt nun so ein armseliges Ding, das obendrein nicht einmal schön ist und auch nicht in der Lage ist, die Mängel ihrer Schönheit durch kokette

Toiletten zu verdecken; denn Toiletten, die eine Häßliche schön machen sollen, sind ja viel theurer als die für jene berechneten Toiletten, die in allen Kleidern schön aussehen. Da liest sie bei dem Scheine der kläglichen Lampe, das nüchterne Butterbrot in der Hand, von des Tages Last und Mühen ermattet, so eine Annonce, wo irgend ein übermütiger Schlingel „die Bekanntschaft junger lebenslustiger Damen, zwecks späterer Heirat' machen will. Nun jung ist sie, lebenslustig auch, mehr will er nicht und mehr hat sie auch nicht. Auf die „spätere Heirat„ giebt sie nicht viel, aber sie liest es ganz gerne; es liegt doch in diesen paar Worten so eine Art Rechtfertigung für sie, sie fühlt sich wie durch ein Zauberwort in den „guten Glauben" versetzt, wenn sie auch gar nicht viel davon hält. Eine Ausrede ist es für ihn, und für sie ein Deckmäntelchen. Also! sie schreibt ihm. Das Briefpapier wird besonders ausgesucht, sie kauft es vielleicht extra zu diesem Zwecke. Natürlich weiß kein Mensch ein Wort davon und die Photographie, die der anspruchsvolle Bengel haben muß, wird heimlich aus dem Album in der guten Stube hervorgeholt. Sie hat natürlich nur das eine Bild und wehe, wenn Mutter das merken würde. Nach vielen Gefahren geht der Brief ab und mit wehmutsvollem Blick hat sie ihn in die Spalten des Briefkastens hineingeschoben. Nun schwimmt er. Sie hat jetzt Zeit zum Hoffen. Vielleicht

ist es ihr Glück. Sie will ja nur eine Unterbrechung in dem Einerlei, sie will ein männliches Wesen haben, um sich selbst mehr Folie zu geben. Sie fühlt, daß sie allein minderwertig ist. Auf dem Tanzboden oder in den Gesellschaften der Sippe bleibt sie ja immer Mauerblümchen, denn sie ist ja nicht schön. In der Reihe der eingehenden Photographien hält die ihre aber den Vergleich aus. Und hat sie ihn erst, dann hält sie ihn fest. Sie vertraut der Kraft ihres so liebesstarken weil so liebesbedürftigen Wesens. So dürfte wohl der durchschnittliche Hergang bei diesen Korrespondenzen sein. Er macht dann seine Wahl. Nach weiß Gott welchem Schema er sie macht, entzieht sich der Beobachtung. Meistens ist es Laune. Da reizt ihn vielleicht einmal das Parfum eines Briefbogens, dort die Schönheit der Schriftzüge, hier vielleicht einmal die Schnippigkeit des Briefes. Die Bilder dürften in letzter Linie den Ausschlag geben, denn die Photographien sind immer schön und wenn es nach den Photographen ginge, wäre die Erde von Göttinnen bevölkert. Leider spricht ja die Wirklichkeit ein Wörtchen drein und korrigiert ein bischen das Verschleiern dieser, stets „rechte Freundlichkeit" fordernden Gilde.

Ich habe hier den Durchschnitt der den Bekanntschaftsannoncen zugrundeliegenden Vorgänge angenommen. Jenen Moment, wo der junge Fant, ein Spielzeug seiner geschlechtlichen Neigungen, ziemlich

rasch und am bequemsten zu erhaschen sucht. Er bedient sich dabei ganz modern der Annonce und klingelt bei der großen Reservearmee der unzufriedenen lebens- und liebesdurstigen Mädchen. Aber es giebt auch noch andere Situationen; Situationen ernsterer Art.

Da sind die Bekanntschaftsgesuche aller jener Männer, die ein tieferes Bedürfnis nach einem weiblichen Wesen haben, aber trotz vorgerückten Alters nicht in der Lage sind eine Ehe zu schließen. Auch sie bedienen sich des Einschiebesatzes „zwecks späterer Heirat", aber bei ihnen ist es oft wahrlich nicht böser Wille, der sie selber an dieses Prognostikon nicht glauben läßt. Sie haben die Leiden des Lebens bis zur Neige durchgekostet und sind entschlossen, von dem Tische, der da für alle gedeckt ist, doch noch ein wenig zu naschen, ehe es zu spät ist. Einsam stehen sie in der Welt, haben weder Bekannte noch Freunde und empfinden das natürliche Bedürfnis nach einem weiblichen Wesen. Freilich, bieten können sie diesem nicht viel, aber es giebt auch solche unter den Frauen, die ausgestoßen und denen die vorgerückten Jahre die Verzweiflung an das Glück der Liebe nahe bringen, die auch mit wenigem zufrieden sind, die häßlich und vom Elend frühzeitig verdorrt, nicht mehr die Ansprüche stellen, wie das junge, hoffnungs- und lebensberechtigte Blut. Es können sich auch hier noch die

Passenden finden. Und wenn's gut geht, wird eine wilde Ehe von längerer oder gar sehr langer Dauer daraus und oft in späten Jahren denkt man daran, den Bund durch das staatliche Zeugnis besiegeln zu lassen. Auf diese Weise macht manches Mädchen noch ein Glück, das sie in den trüben Zweifelstunden ihres Verwelkens nicht mehr erhofft hätte.

Oft ist es auch die verzweifelte Trauer von Witwern, die sich und ihre Existenz zugrunde gehen sehen und die für die Wartung ihres Kindes oder für die Führung der kleinen Wirtschaft oder für die Mitarbeit im Geschäfte ein weibliches Wesen suchen, dem sie spätere Heirat in Aussicht stellen. Hier ist es gewiß Vorsicht bei der Wahl der zweiten Gefährtin, die dem Suchenden die Reserve in Bezug auf eine spätere Ehe auferlegt, nachdem er geprüft und sich überzeugt haben wird, daß kein Reinfall seiner harrt. Gewiß eine Vorsicht, die anzuerkennen ist und die man diesen geplagten Leuten nicht übel nehmen wird. Die amtliche Heirat ist in weiten Kreisen der eine Großstadt bevölkernden Gesellschaft überhaupt kein so wichtiges Ding. Man hat dort nicht die Ueberzeugung, daß zu einer Ehe auch die Kosten des Standesamtes durchaus nötig sind. Ein solcher Witwer oder Geschäftsmann, der vielleicht nach jahrelanger glücklicher Ehe sein braves Weib verloren, wird daher in seinem Sinne ganz konsequent handeln, wenn er sich sagt, probiren geht über studiren.

Die Bekanntschaftsannoncen werden aber dann besonders widerlich, wenn die Männer ihre körperlichen Vorzüge anpreisen. So findet man nicht selten Anzeigen, in denen irgend ein Mensch seine volle Figur, jugendliche Kraft u. s. w. anpreist. Solchen Gesuchen fehlt übrigens meistens die Gleichgiltigkeit dem Geldpunkte gegenüber und es handelt sich dabei um nichts anderes, als um eine regelrechte männliche Prostitution. Individuen dieser Art schielen dann gewöhnlich nach „älteren Damen“ aus, unterlassen es sogar sehr oft nicht, dies ausdrücklich zu betonen. Daß auch körperliche Nachteile den Ausschlag für die Wahl des Herzens geben können, belehrte mich eine Annonce in der ein „kleiner liebenswürdiger Herr, etwas verwachsen, sonst kerngesund, Radler, eine kleine Dame zwecks späterer Heirat sucht.“ Entschieden entbehrt eine solche Ankündigung nicht des Humors und verhilft vielleicht dazu, daß sich ein von der Natur mit Körpervorzügen nicht ausgestattetes Pärchen zusammenfindet.

Wenn so die Suche nach Frauengesellschaft und Liebe, andererseits das innige und ehrliche Bedürfnis nach einem weiblichen Wesen den Mann dazu treibt, in die Zeitungsspalte hinabzusteigen und sein Bedürfnis offen auf dem Markt auszurufen, so hält das die Frau nicht ab, selbst als Anbietende dort zu erscheinen und nach einer Männerbekanntschaft zu rufen. Auch hier ist das ernstgemeinte Heiratsgesuch

von dem Bekanntschaftsgesuch gleich auf den ersten Blick zu unterscheiden. Eines der auffallendsten Kennzeichen des Heiratsgesuches der Frauen ist es, daß bei den ernstgemeinten Fällen die Frau gewöhnlich nicht als Selbstreflektantin auftritt, sondern unter einer vorgeschobenen Deckadresse der Eltern, der in diesen Fällen mit Recht „so beliebten" Verwandten, der Vormünder oder unter der Flagge „guter Freundinnen" u. s. w. in die große Oeffentlichkeit der kleinen Anzeigen steigt. Wo die Frau direkt ohne Mittelsperson in die Arena des Herzensaustausches tritt, wie dies zuweilen thatsächlich bei „jungen Witwen", auch bei alten, vorkommt, die sich etwas emanzipierter dünken, als die übrigen Frauen und die glauben, diese Selbstangebote riskieren zu dürfen, da hat die Ankündigung schon einen starken Stich ins „Nichternstgemeinte". — Man blättere einmal die Zeitungen durch, ob man unter den, schon durch ihre Zeilenlänge auffallenden ernstgemeinten Heiratsanzeigen eine finden wird, wo ein Mädchen selbst den Wunsch ausspricht, Gattin zu werden. Es wird selten der Fall sein, und wo es vorkommt, was ja hier nicht bestritten werden soll, dann handelt es sich gewöhnlich nicht um Heirat à tout prix, sondern zunächst nur um ein heiratsähnliches Surrogat. Den meisten dieser Mädchen und Frauen erscheint die Möglichkeit einer wirklichen Heirat nicht leicht, als daß sie offen und ehrlich darauf ausgehen

sollten, andernfalls liegt in ihrer Auffassungsweise ein gut Stück schlauer Politik. Sie wollen nicht mit der Thüre ins Haus fallen. Sie wissen zu genau, daß sie, wenn sie direkt auf Heirat ausgehen, niemanden, aber nicht einen finden werden, der auf den ausgeworfenen Köder anbeißt. Sie wissen, daß nur ein Mädchen mit beträchtlichem Vermögen sich heute den Luxus eines unzweideutigen Heiratsgesuches erlauben darf. All die andern müssen sich damit begnügen, mit „eventuell Heirat", zu ködern und vorläufig alle Süßigkeiten von Freundschaft, Zerstreuung und „des Sichkennenlernens" in Aussicht zu stellen. Das Uebrige wird sich schon finden. Fällt er „drauf rein" ists gut, wenn nicht, nun dann muß eben die Prüfungszeit für alles entschädigen, dann wird es eben ein Verhältnis wie alle anderen und über die Möglichkeit eines Verhältnisses hinaus denkt auch die Interessentin nicht, die Heirat in „spätere" Aussicht stellt. Dadurch unterscheiden sich aber die von den Frauen ausgehenden Bekanntschaftsannoncen durchweg, daß, während bei den Männern in diesen Fällen der Geldpunkt gar keine Rolle spielt, die Frau ihn auch bei dieser nicht ernstgemeinten Form der Heiratsannonce in den Vordergrund stellt. Nicht ernstgemeint? Bei der Frau giebt es eben, im Grunde genommen, eine nicht ernstgemeinte Heiratsannonce gar nicht. Sie meinen es alle ernst, man könnte höchstens nur darin unterscheiden, daß die

einen eben eine wirkliche reelle Heirat, und nur eine solche suchen, die andern hingegen sich auch mit etwas weniger begnügen. Eben darum, weil es eben etwas weniger sein kann, sieht die suchende Frau darauf, daß der Betreffende, der ihr Angebot berücksichtigt, ein „Kavalier" sei, wie es so häufig heißt, daß er vermögend sei, oder „gut situiert" oder bloß „solide". Einige gehen gleich mit grobem Geschütz vor und fordern, daß er „reich" sei. Nun ist dabei die eine Schwierigkeit gegeben, daß der Begriff „reich", wie der Begriff „Kavalier", mit dem ja in den Bekanntschaftsgesuchen ein so üppiger Unfug getrieben wird, sehr dehnbar ist. Was heißt reich? Für eine Falzerin in einer Buchbinderei ist ein Kommis in einer Spezereihandlung mit freier Station und 40 Mark pro Monat schon reich, ein Buchhalter in einem Engros-Hause mit 150 Mark Monatsgehalt ist ihr ein Märchenprinz. Ebenso schwankend sind die Auffassungen des Kavalierthums. Was stellt sich so ein Gänschen wohl unter Kavalier vor? Manchmal beginnt der Kavalier bei ihr schon bei jener verschwenderischen Menschensorte, die jeden Tag einen gesteiften Hemdkragen trägt, manchmal beginnt er allerdings erst als Kavalier zu gelten, wenn „er" des Sonntags Handschuhe an hat. Es ist also auf solche Bedingungen nicht viel zu geben. Man muß sich immer vorstellen, in welcher Seelenverfassung so

eine Anzeige aufgesetzt wurde. Ob nicht die Fantasie der Suchenden gerade durch die Schilderung eines Romanes besonders erhitzt war und ob das Inserat nicht einer Eingebung seine Existenz verdankt, die irgend eine Romangestalt in ihr erregt hat. Vielleicht sucht sie gerade diesen oder jenen Grafen, diesen oder jenen Baron, den der dunkle Autor ihr in einem Kapitel mundgerecht gemacht hat.

Bedenklich wird die Sache erst, wenn die Inserierende das Prädikat „edeldenkende" gebraucht, wenn sie einen „edeldenkenden" Mann sucht. Dann hat sie immer etwas zu verbergen. Entweder ist sie eine steinalte Jungfer, die den Fünfzigern näher ist als den Vierzigern, oder sie ist grundhäßlich und mit körperlichen Nachteilen in übergroßer Verschwendung ausgestattet. Das wäre aber noch immer nicht das Schlimmste. Mit dem Suchen nach einem „Edeldenkenden", will sie immer Nachsicht für eine grobe Vergehung oder ein Mißgeschick im Vorhinein erbitten. Entweder ist sie arm und sucht den Beschützer wirklich nicht aus Lust zur Ausschweifung, sondern aus bitterer Not; sie will dann nur einen Ernährer um jeden Preis haben, dem sie sich hingiebt, weil sie zur öffentlichen Prostitution zu gut, vielleicht auch zu stolz ist, oder sie ist ein älteres Mädchen, das, und so wird es wohl in den meisten Fällen dieser Art sein, bereits eine große Geschichte hinter sich hat und das

noch dazu als lebende Excempel früherer Hoffnungen und Träume ein oder auch mehrere Kinder am Halse hat, die sie bereit ist, mit in das neue Verhältnis zu bringen.

Am bekanntesten in der Rubrik der mit Aussicht auf spätere Heirat Annoncirenden, sind die „zwei Freundinnen". Diese Häufigkeit des paarweisen Auftretens der männersuchenden Frauenwelt ist bezeichnend für den Ursprung dieser Annoncen. Es ist in den meisten Fällen doch nichts weiter als der Hang nach Zerstreuung und Wohlleben. Die zwei Freundinnen vertrauern ihre Sonntage männerlos und öde und haben das natürliche Bedürfnis, ein männliches Wesen zu ködern. Es will ihnen aus tausend Gründen nicht gleich glücken, vielleicht sind sie auch etwas wählerisch und wollen nicht gerne Männer aus ihren eigenen Kreisen nehmen, sondern wollen höher hinaus, wie es dieser oder jener ihrer guten Bekannten geglückt ist, und so versuchen sie es einmal mit der Zeitung. So wie der Wunsch in ihnen gemeinschaftlich entsprungen, annonciren sie vereint. Sie finden das etwas solider, wenn sie auch da nicht allein gehen, andererseits stellen sie es sich so kreuzfidel vor, wenn sie beide gleichzeitig das Ziel ihrer Wünsche erreichen und dann gemeinschaftlich mit ihren Schätzen das Leben genießen werden. Nachher, wenn die Annonce zum glücklichen Ziele führt, kommt es freilich etwas

anders. Die Freundschaft, die in den Zeiten der Trübsal gehalten, erweist sich als undicht in dem Momente wo der Mann dazwischen kommt. Schon bei der Teilung der Offertenbeute muß es notgedrungen zwischen den Beiden zum Streite kommen, denn ihre Seelenharmonie ist natürlich so gleichmäßig ausgebildet, daß sie selbstverständlich immer denselben der sich anbietenden Herren als den ihren betrachten wollen. Mit ihrem ersehnten Glücke beginnt ihr gegenseitiger Haß. Tritt dieser nicht gleich zu Anfang auf, so kommt er später ganz bestimmt.

Neben den „Beiden Freundinnen" nimmt die „junge Witwe" in den Bekanntschaftsannoncen einen großen Raum ein. Ueberhaupt ist die „junge Witwe" eine der stärksten Inserentinnen in den kleinen Anzeigen. Wo findet man sie nicht überall. Bei den Vermietungen spielt sie eine große Rolle, in den Darlehnsrubriken ist sie ständig anzutreffen und selbstverständlich auch unter der Heiratsrubrik, unter der ernstgemeinten und unter der weniger ernstgemeinten. Das wird ihr auch kein Mensch übel nehmen, denn sie hat ein Anrecht darauf, das verlorene Glück der Ehe so bald als möglich zu erneuern, ehe sie verblüht. Hat sie Kinder, will sie ihnen einen Vater suchen, einen Ernährer. Hat sie keine Kinder, dann will sie aus der schiefen sozialen Stellung, in der die junge Witwe nun einmal schwebt, heraustreten. Das sind

die Witwen, wie man sie am häufigsten in den Spalten der reellen Heiratsgesuche findet. Aber die Mehrzahl der annoncirenden jungen Witwen denkt nicht an die Dauer des ersehnten Bündnisses, sondern begnügt sich schon mit dem Moment, mit einigen kurzen Monden einer eheähnlichen Gemeinschaft. Sie sehen in erster Linie auf Geld und zwar auf viel Geld. Sei es, daß sie ihre Witwenschaft besonders als hoch im Kurse stehend ansehen, oder daß sie nüchterner als junge Mädchen sind und genau wissen, daß das Geld die Hauptbedingung der Liebe ist und daß sich die Dauer und Stärke des Liebesglückes nach den Coupons des einen oder andern Teils richtet. Daher verlangen sie in erster Linie Geld und viel Geld als Haupteigenschaft des eventuellen Bewerbers. In zweiter Linie stellen sie keine Ansprüche an dessen Aeußerlichkeiten. Darüber sind sie hinaus. Sie haben das Leben in der Ehe kennen gelernt, und sind für Narrheiten, für die noch junge Mädchen schwärmen, nicht mehr zu haben. Manchmal und zwar nicht selten, teilen sie ihre Gleichgiltigkeit nach dieser Richtung in ihrem Inserate mit und erklären sich auch bereit die Bewerbungen älterer, ja sogar leidender Herren anzunehmen. Auch das ist ein Zug schlauer und nüchterner Geschäftspraktik. Gewöhnlich sind diese jungen Witwen selbst nicht vermögend. Die Vermögenden wandeln andere Wege als die der Bekanntschaftsannonce. Für die eröffnet sich in allen

zweiflung ihrer Mütter zum Opfer fallen. Nichts erfahren wir darüber, wie viele dieser Kinder durch mangelhafte Ernährung und durch schlechte Pflege früh dahin gerafft werden. Die große Sterblichkeit im ersten Lebensjahre erregt in uns einen schaurigen Verdacht. In Berücksichtigung aller dieser Wahrscheinlichkeiten müssen uns jene Mütter, die es vorziehen ihre Kinder durch Schenkung oder Verkauf vom Elende zu befreien in einem noch milderen Lichte erscheinen.

Der Kinderhandel in den Zeitungsannoncen zeigt uns aber auch noch eine Kehrseite und zwar eine Kehrseite freundlicher Art. Wir finden nämlich in den Zeitungsspalten nicht nur Kinderangebote, sondern auch Kindergesuche. Dort ein Bild des tiefsten Elends, hier ein Schimmer von Wohlstand und Glück. Das Schicksal teilt ja seine Gaben blind aus, es stürzt hier ein Menschenkind durch ein Geschenk ins Unglück, womit es ein anders glücklich gemacht hätte. Neben den zahlreichen unglücklichen Kostgängerinnen der freien Liebe, die durch die Geburt eines jungen Weltbürgers fast vernichtet werden, giebt es eine unzählige Schaar legitimierter Ehepaare, die vergeblich auf die Segnungen ihres Bündnisses harren und die eine solche Segnung als den Höhepunkt ihres Glückes betrachten würden. Die Kinderlosigkeit ist in unseren Tagen weit verbreitet, viel mehr als es in früheren Zeiten der Fall war. Die Ursachen sind nicht unbe-

kannt; hier ist nicht der Ort, sie zu ergründen. Daß eine von so vielen bedauerte soziale Erscheinung vorhanden ist, und in breiter Masse vorhanden ist, konstatiert zu wissen, soll uns hier genügen.

Die Jahre vergehen. Ein solches Ehepaar hat seine Hoffnungen aufgegeben und die Aussicht auf ein freudenloses kinderloses Alter beginnt in seinen Ideen Gestalt anzunehmen. Bei solchen Objektionen reift alsbald der Entschluß ein fremdes Kind als eigen anzunehmen. Der Markt ist groß. Das Angebot ist stärker als die Nachfrage. Aber man will sicher gehen, man will in dem Zeitalter der Lehre von der Vererbung auch wissen, wen man da ins Haus nimmt. Auch hier führt der Entschluß dazu, den Wunsch durch die Zeitung bekannt zu geben. Wer die Offerten jemals gelesen hat, die einem solchen Kinder suchenden Ehepaare zugehen, der bekommt schon einen tieferen Einblick in das Elend, als man es durch die bloßen Angebote in den Zeitungsannoncen erhalten kann. Hier in Briefen, die, da sie nur fünf Pfennige oder noch weniger kosten einen viel größeren Kreis eröffnen, als die immerhin teure Zeitungsannonce, hier schütten sich die Bedauernswerten viel ungenierter und anschaulicher ihr Herz aus, als es in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Ankündigung möglich ist. Und diese Menge von Angeboten. Ueber hundert wurden einmal auf einer einzelnen Annonce vom Schalter der betreffen-

den Zeitung abgeholt. Das Gesuch nach Kindern bringt eine Menge Leute, die gar nicht daran dachten, auf die Idee, ihr Kind anzubieten. Sehr oft sind es auch verheiratete Leute, die, in der Hoffnung für ihr Kindchen eine schöne Abstandssumme zu bekommen, ihr Angebot machen. Natürlich sind es keine reichen Leute, die sich zu solchem Schritte verstehen, sondern fast durchweg solche, die ihre Hand nach dem Strohhalme ausstrecken, um sich vor dem Ertrinken zu retten und die doch noch für das Verbrechen zu widerstandskräftig sind. Sehr zahlreich sind unter den schriftlichen Angeboten, diejenigen Kreise, die nicht durch Not und Elend getrieben, wohl aber um sich eines unliebsamen Zeugen schwacher Stunden zu entledigen, ihr Kind „ein für allemal" anbieten. Die Früchte der vornehmen Verhältnisse, die Kinder „diskreter Herkunft" werden auf diese Weise auf den Markt gebracht. Man scheut in solchen Kreisen die das Angebot vermittelnde Annonce, wie man dort die Gesellschaft des Elends überhaupt scheut, und begnügt sich damit, die Kindergesuche, die nicht minder zahlreich sind, abzuwarten. Natürlich ist das Gros der Angebote, die man auf solche Gesuche erhält, nichts weiter, als ein einziger ununterbrochener Schmerzensschrei der Verzweiflung. Das ändern die paar „Vornehmen", die sich darunter befinden, auch nicht.

iſtenz zugrunde gehen
ihres Kindes oder für
haft oder für die Mit-
jes Weſen ſuchen, dem
llen. Hier iſt es gewiß
ten Gefährtin, die dem
g auf eine ſpätere Ehe
t und ſich überzeugt
ſeiner harrt. Gewiß
iſt und die man dieſen
hmen wird. Die amt-
ſen der eine Großſtadt
haupt kein ſo wichtiges
Ueberzeugung, daß zu
Standesamtes durch-
Witwer oder Geſchäfts-
elanger glücklicher Ehe
wird daher in ſeinem
eln, wenn er ſich ſagt,

Natürlich ſind es keine reich
Schritte verſtehen, ſonder
ihre Hand nach dem Strol
vor dem Ertrinken zu ret
das Verbrechen zu wider
zahlreich ſind unter den ſo
jenigen Kreiſe, die nicht
trieben, wohl aber um ſich
ſchwacher Stunden zu ent
allemal“ anbieten. Die
Verhältniſſe, die Kinder „
auf dieſe Weiſe auf den M
in ſolchen Kreiſen die d
Annonce, wie man dort
überhaupt ſcheut, und beg
geſuche, die nicht minder
Natürlich iſt das Gros d
ſolche Geſuche erhält, n
ziger ununterbrochener
zweiflung. Das ändern
die ſich darunter befinde

Man stelle sich die Situation vor, wenn zwischen Anbietenden und Suchenden der Handel einig wird. Man stelle sich vor, wie die verzweifelte Mutter ihr unschuldig lächelndes Kind den „Reichen", den „Glücklichen", die sich den Luxus eines Kindes erlauben dürfen, ins Haus bringt, wie sie nach erledigter Formalität, den künftigen Eltern ihres Kindes die Hand zum Abschied giebt, dem lächelnden Kleinen selbst noch einmal thränenden Auges einen Kuß auf die Stirne drückt, den letzten Kuß seiner wirklichen Mutter, die es nie mehr im Leben zu sehen bekommen soll. Denn das ist ja der Hauptpunkt des Vertrages: Nie mehr wiederkommen, vergessen und verstummen. Das Kind ist ganz „Eigen" des neuen Besitzers und nie soll es erfahren, daß es nicht das natürliche Kind der Pflegeeltern ist. Noch ein stummer Blick der Mutter, leise, als ob sie sich von ihrem eigenen Leben trennen müßte, macht sie die Thüre hinter sich zu. Schlotternd geht sie zur Straße hinab. Da unten hasten die fremden Menschen, da brandet die kalte liebloseWelt, wo niemand eine Ahnung hat, wie ihr ums Herz ist. Sie wirft einen Blick hinauf zu den Fenstern des feinen Hauses, das jetzt das Liebste birgt, das sie je besessen, das zu halten und zu schirmen, sie nicht stark, nicht reich genug gewesen. Heiße Thränen stürzen aus ihren Augen hervor, und von niemandem beachtet, geht sie weiter ihrer Wege, immer weiter

bis ganz hinaus, außerhalb der Stadt, wo die Schornsteine rauchen und die Maschinen pusten. Zur Arbeit! Nun ist sie ja frei, frei wie ehedem! Nun darf sie wieder ohne Sorge arbeiten für ihren eigenen Unterhalt, sie braucht nicht mehr zu hungern. Der Magen wird befriedigt, aber der große Seelenhunger der tobt und rast, der schmerzt. — — — Doch auch diese Wunde vernarbt, und mit den Schwielen auf ihren Händen erhält sie auch harte Schwielen auf ihrer Seele.

Möblierte Zimmer.

Es ist nun einmal ein unabweisbares Bedürfnis des Kulturmenschen, daß er eine Wohnung haben muß. Nicht nur die ganze Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens stellt diese Anforderung an ihn, der Staat verlangt sogar mit dem vollen Nachdrucke seiner Autorität, daß jeder seiner Bürger einen Schlupfwinkel besitze, wo er zum mindestens des nachts seine Glieder zur Ruhe legen kann. Allerdings giebt es auch hier Outsider, die es verstehen, den Staat jahrelang zu betrügen. Wir haben in der jüngsten

Zeit Fälle erlebt, daß Personen aufgegriffen wurden, die seit einem Jahrzehnt keine Wohnung innehatten, und noch dazu waren dies Leute, die ihren regelmäßigen, ihren Mann ernährenden Verdienst hatten, also keineswegs Vagabunden im üblichen Sinne waren. Nun, diese Käuze gehören zu den Ausnahmen. Leider weniger zu den Ausnahmen gehören jene ungezählten Persönlichkeiten, die ein Inventarstück unserer Großstädte bilden, und denen es nicht möglich ist, die geringen Kosten auch nur einer Schlafstelle zu erwerben und die solange auf Bauplätzen, in Gartenanlagen und unbewohnten Anwesen, Höfen und sonstigen Schlupfwinkeln nächtigen, bis ihnen einmal in Gestalt einer eine Razzia haltenden Polizei eine staatliche Wohnungsanweisung in irgend einem Armenhause oder in einem Gefängnisse angewiesen wird. Der überwiegendere Teil der Großstadtbewohner ist mehr oder weniger dazu gezwungen, bei den übrigen Daseinssorgen, die Sorge um ein menschenwürdiges Unterkommen obenan zu setzen. Die Wohnungssorge ist eine der Hauptsorgen aller Gesellschaftsklassen, sie bildet die wichtigste Frage im Gesellschaftsleben, und wenn es als Gegenstück zu den sieben Kapitalsünden der Kirche auch sieben Kapitalsorgen des Kulturmenschen geben würde, die Wohnungssorge, wäre dann entschieden die erste Kapitalsorge des modernen Kulturmenschen.

Das Anwachsen der Großstädte, ihre früher kaum geahnte Entwickelung, hat es mit sich gebracht, daß der Boden, wo eben die meisten Menschenmassen zusammenfließen, in demselben Maße an Wert gewinnt, indem er der Zielpunkt des Zusammenströmens immer neuer Menschenmassen wird. Gerade so wie das Leben dort am lebenswertesten wird, wo der Zusammenfluß vieler Menschen die Annehmlichkeiten des Lebens erhöht, die großartigsten Unternehmungen erst möglich macht, so wird der Boden, den die Menschen naturgemäß für ihre Wohnungen brauchen im selben Verhältnisse teurer. Man hat sich zuerst damit zu helfen gewußt, indem man die alten Häuschen, die unvorteilhaft gebaut waren, in neue, vorteilhaft gebaute, in die Lüfte ragende Riesenbauten umwandelte und so für immer mehr Menschen Platz schuf, und indem man gleichzeitig durch Anbauten auf das umliegende Terrain, das Weichbild einer Stadt vergrößerte. Hand in Hand mit diesem Zuwachs an Unterkunftsmitteln stiegen in den großen Städten die Preise für die Wohnungen zusehends und in einer Stadt wie Berlin, wo der Aufschwung mit einer einzig dastehenden Plötzlichkeit eintrat, konnte man das Emporschnellen der Wohnungspreise so beobachten, wie man das Steigen der Quecksilbersäule eines Thermometers beobachten kann, wenn man ein brennendes Streichholz daranhält. Die wirt-

schaftliche Folge war nun die, daß die Minderbemittelten immer weiter aus dem Brennpunkte der Stadt hinausgedrängt wurden, da die Preise in den Hauptverkehrscentren durch die gesteigerte Nachfrage immer mehr in die Höhe getrieben wurden. Die Wohnungen wurden teurer, für viele kaum erschwingbar.

Hand in Hand mit diesen Folgen des rapiden Anwachsens der Städte geht nun eine Erscheinung vor sich, die charakteristisch für unsere Zeit ist. Ein großer Teil, vielleicht der größere Teil der Bevölkerung und namentlich der neu anziehenden Bevölkerung einer Großstadt, besteht aus jungen Leuten, die dort Beschäftigung oder Arbeit suchen, oder die zum Zwecke des Studirens oder der beruflichen Ausbildung vorübergehend zum Aufenthalte nach der großen Stadt gekommen sind. Diesem ungeheuer großen Teil einer Großstadtbevölkerung lag es nun immer vollständig fern sich eine Wohnung zu mieten. Abgesehen davon, daß die Preise mit den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser jungen Leute nicht in Einklang zu bringen waren, lag für diese unverheirateten Personen gar kein Bedürfnis vor, sich die Lasten einer eigenen Wohnung aufzubürden. Der Weg, sich bei andern Personen umzusehen, die eine Wohnung innehaben und aus irgend einem Grund einen Teil davon abzugeben in der Lage sind, war nun ein

ganz einfacher und logischer. Zunächst mußte es recht schwer gewesen sein den Anforderungen nach einzelnen Zimmern zu genügen; man kam dem Bedürfnisse nur gelegentlich entgegen, und nicht leicht entschloß sich eine Familie von ihrer Wohnung Fremden einen Teil zu überlassen. Aber das Bedürfnis schafft sich seine Organe. Mit dem Ansturm der Fremden entwickelte sich aus dem Zimmervermieten ein Gewerbe; es kamen einzelne Leute auf die Idee Wohnungen nur zu dem Zwecke des Vermietens zu mieten und auszustatten, und diese Hotels im Kleinen fanden bald den besten Anklang, zumal es den Aftermietern ermöglicht wurde, für verhältnismäßig geringes Geld ohne Sorge um Meublement und ohne sich länger als auf einen Monat zu binden, in den besten Stadtgegenden zu wohnen. Die moderne Zimmervermieterin erstand, und sie vermehrte sich so rasch, daß sie heute einen integrirenden Bestandteil des städtischen Lebens im allgemeinen und für Berlin in ganz besonderem Maße bildet. Neben der Zimmervermieterin, die einen regelrechten geschäftsmäßigen Betrieb führt, treten auch noch jene Familien in Erscheinung, die bei der Wahl ihrer Wohnung mit der Aufnahme von Aftermietern rechnen, die Wohnung gleich um einige Räume größer mieten, als dies für den eigenen Gebrauch nötig wäre und auf diese Weise eine Verbilligung der Miete

durchzuführen hoffen. Auch deren Zahl ist in Berlin nicht gering. Beide dieser Kategorien von Vermieterunternehmungen an Chambre-Garnisten, wie der technische Ausdruck in Berlin lautet — in Wien sagt man: Zimmerherr — beherrschen den Markt der kleinen Anzeigen und zwar füllen diese Anzeigen einen nicht geringen Raum in den Tagesblättern. Die Annonce gehört zum Gewerbe und das Zimmervermietergewerbe kann ohne sie nicht bestehen. Wohl wissen es sich die Unternehmer dadurch zu verbilligen, daß sie ihre Vermieterzettel am Hausthore oder an den Fenstern ihrer Wohnung anbringen. Doch in allen Fällen genügt das nicht. Wissen diese geschäftskundigen Damen doch, daß der junge Mieter — und gewöhnlich handelt es sich ja um solche jungen Leute — faul bis zum Exceß ist, daß er das Straßenablaufen beim Suchen einer Wohnung gerne vermeidet, und lieber den bequemen Weg durch die Spalten einer Zeitung zurücklegt, um das für ihn Passende zu finden. Gewöhnlich kommen diese Vermieterinnen dabei auch auf ihre Kosten, und schlagen leicht die kleinen Insertionsspesen heraus.

Man gewöhnt sich daran, wenn man vom Zimmervermieten spricht, immer an eine Frau zu denken, die es betreibt, und niemals an einen Mann. In der That liegt das Gros dieser Gewerbe nur in Händen von Frauen, alleinstehenden Frauen zumal, und selten, sehr selten, findet man auch einen Mann in

solchen Betrieben. Das kommt daher, daß das Vermieten an und für sich kein Geschäft ist, dem sich ein Mann leicht hingiebt. Es eröffnet sich für ihn dabei nicht die geringste Thätigkeit, und er wird wohl wissen sein Kapital, und auch zu diesem Geschäfte gehört ein Kapital wenn es gewerbsmäßig betrieben wird, besser anzulegen, als in solch einem sehr beschwerlichen Unternehmungen, das viel Mühe und Unannehmlichkeiten bereitet und eigentlich nur ein Fristen des Lebens zuläßt. Ausgenommen von dieser Regel sind natürlich jene Betriebe, wo das Vermieten wohl immer noch ein Gewerbe ist, aber ein Nebengewerbe und wo es nur zu dem Zwecke betrieben wird, um den teuren Mietspreis etwas zu beschränken. Hier findet man natürlich auch den pater familias, der das Scepter der Ordnung aufrecht erhält und die Gattin in der Führung der Geschäfte unterstützt. Aber jene Familien gehören gar nicht in den Kreis unserer Betrachtungen, sie bilden nicht den Hauptbestandteil des Zimmervermietergewerbes, sie sind für dieses nicht typisch genug. Typisch ist die gewerbsmäßige Zimmervermieterin, die keinen Mann mehr hat oder auch nie einen gehabt hat, und die mit wenigem Gelde sich anschickt ihre wirtschaftlichen Fähigkeiten beim Zimmervermietergewerbe zu verwerten. Das ist so recht das Handwerk für eine Frau, die sonst nichts gelernt hat, um ihren Unterhalt zu bestreiten. Sie wird durch ihr eigenes Eingreifen

einen Dienstboten ersparen, wird selbst die Zimmer reinigen und wenn der Betrieb zu groß ist, jedenfalls durch ihre eigene Hilfe einen Teil der notwendigen Arbeiten übernehmen. Gewöhnlich haben diese Frauen ein reich bewegtes Leben hinter sich, meist ein Leben voll Enttäuschungen und Kummer und das Vermietergewerbe ist der letzte Rettungsanker, den sie auswerfen. Besonders einträglich ist ja dieses Geschäft nicht. Es soll die Unternehmerin halbwegs ernähren und ihr im günstigsten Falle gestatten, für Fälle der Not einen kleinen Reservefond aufzuspeichern, der allerdings für nicht sehr lange vorhalten dürfte. Die Zimmervermieterin hat aber vielfach mit großen Krisen zu rechnen. Diese treten für sie ein, wenn das Geschäft zu stocken anfängt, wenn sich die Zimmer nicht rasch vermieten und oft monatelang leer stehen. Ja, das sind große Ausfälle, die die leichtfertigen Frauen oftmals nicht in Berechnung ziehen. Aber in den wenigsten Fällen sind diese Unternehmerinnen wirtschaftlich widerstandsfähig genug, eine wenn auch nur kurze Störung des Geschäftsganges ertragen zu können. Der Krach folgt leicht und der Gerichtsvollzieher ist alsdann kein seltener Gast. Manchmal ist das ganze Gebäude auf sehr leichten Füßen errichtet. Mit ein paar Mark, die gerade dazu reichen die erste Quartalsmiete zu decken, wird irgend eine große Wohnung gemietet,

die Möbel werden auf Abzahlung zu teuren Preisen gekauft. Schwierigkeiten werden den Frauen dabei wenig gemacht, da die Möbelhandlungen, die sich mit solchen Zimmereinrichtungen befassen, ihre Waren nur gegen Leihvertrag hergeben; das heißt, die Möbel bleiben solange Eigentum der Möbelfirma, bis die letzte Rate darauf abbezahlt wird. Sind die Möbel geliefert, die Gardinen angesteckt, dann ist das Geschäft fertig. Der rote Zettel wird unten ans Hausthor befestigt, die „herrschaftlich möblierten Zimmer" können besichtigt werden. Oh, welcher Mißbrauch wird da mit dem Worte „herrschaftlich" getrieben. Auch das ist so ein dehnbarer Begriff; was erscheint solch einer Frau nicht alles herrschaftlich. Ein Sopha und ein Fauteuil, das ist ja an und für sich schon herrschaftlich, meint sie nicht unrichtig, und wenn gar ein Trumeauspiegel das Inventar des Zimmers bildet, oder der „mit Recht so beliebte" Diplomatenschreibtisch, dann wird zu dem auf dem Vermietezettel vorgedruckten „herrschaftlich" mit der Feder noch das Wort „hoch" hinzugeschrieben. Trumeaux und Diplomatenschreibtische sind nur bei hohen Herrschaften zu finden, also hochherrschaftlich. Reicht das Geld, dann wird auch noch ein bischen inserirt, und wenn die unternehmende Frau Glück hat, wenn sie in einer guten Gegend gemietet, dann wird sie rasch weitervermieten, ihr Haus voll be-

kommen und wird die nächste Miete auch bezahlen können. Sie selbst richtet bescheiden ihre Wohnung in der Küche auf und nicht selten nimmt sie die Dienstmädchenkammer für sich in Anspruch. Das kann sie sich aber nur in guten Zeiten leisten, wenn sie nämlich alles vermietet hat, in schlechten Zeiten kann sie sich des Nachts wenigstens in einigen der leerstehenden Zimmer ein Bett aussuchen, um es für sich zu benützen. Selbstverständlich ist das Zimmervermieten keine Sinekure. Geht das Geschäft, dann fängt die Arbeit früh an. Die Herrschaften wollen bedient sein und die Wirtin hat alle Sorge, den Mietern eine aufmerksame und peinliche Bedienung zuteil werden zu lassen. Denn der Schreckenstag kommt, der Fünfzehnte, und da kann auf einmal alles leer werden in dem Taubenhause, da kann gekündigt werden. Die Zimmervermieterinnen haben, wie Cäsar, vor den Iden etwas zu fürchten.

Natürlich ist der Betrieb nicht immer in den hier angedeuteten Maßen. Es giebt auch kleinere Maße und solidere. Oft fängt ein solcher Chambregarniebetrieb mit den Möbeln des eigenen Hausstandes an. Der Mann ist tot, es heißt verdienen. Was einfacher, als die Zimmer oder vielmehr das Zimmer vermieten, denn eine Mehrheit von Zimmern kommt da gewöhnlich nicht in Betracht. Da auch die Möbel durchaus nicht so einladend sind, so fängt man

eben damit an, die „gute Stube" zu vermieten. Wie ist da oft mancher Frau wehmütig ums Herz, wenn sie das Inventar, das sie jahrzehntelang wie ein Kleinod gehütet hat, nun von einem Fremden im täglichen Gebrauch sieht, der sich absolut keiner Schonung befleißigt. Da liegt der Jüngling mit den Stiefeln auf dem guten Sopha, da hat er eine Bierflasche auf der guten Tischdecke stehen. Aehnlichen Vandalismus erlebt sie täglich neu, so daß sie schweren Herzens und auch unter Thränen den Nachbarn ihr Leid klagt. Aber sagen kann sie doch dem Mieter nichts. Sie fürchtet, ihn beim leisesten Unbehagen zu verlieren. So verlegt sie sich denn darauf, ihm nach und nach die guten Sachen zu entziehen und andere schlechtere dafür unterzuschieben. Je länger der Mieter bleibt, umso mehr verändert sich nach und nach das Inventar, und schließlich befindet er sich in einer ganz anders möblierten Stube, als die war, die er gemietet hat. Dieser Coup gelingt den Vermieterinnen sehr oft, da die wenigsten dieser Chambregarnisten großes Gewicht auf die Einrichtung legen.

Befindet sich die zu vermietende Wohnung in einer sogenannten Fremdengegend, in der Nähe der Bahnhöfe oder Unter den Linden und in der Friedrichstraße, da findet die geschäftskundige Wirtin bald einen Ausweg, um sich vor Ausfällen zu

schützen. Sie spekulirt erst gar nicht auf ansässige Mieter, sondern verlegt sich darauf, ihre Zimmer „auf Tage, Wochen, Monate" zu vermieten. Das heißt, sie nähert sich dem Hotelbetriebe noch mehr und sucht die Fremden, die nur auf kurze Zeit in der großen Stadt bleiben, an sich zu ziehen. Es liegt das im Interesse beider Teile. Der Fremde lebt billiger und ungenirter als im Hotel und die Vermieterin schlägt dadurch einen höheren Preis heraus, als wenn sie an seßhafte Mieter vermietet. Andererseits kann sie beim Betriebe des gemischten Systems, beim Vermieten an Seßhafte und an Fremde für momentan leerstehende Zimmer guten Ersatz finden. Die Zimmervermieterinnen sind, wie erwähnt, Frauen, die alle im Leben schon etwas durchgemacht haben, die es gewöhnlich von den herberen Seiten kennen, und die nichts mehr zu verblüffen imstande ist. Haben sie sich erst dadurch eine gewisse Praxis erworben, daß sie eben mit den verschiedensten Leuten zusammengekommen sind, so werden sie an Erfahrungen nur reicher, sie werden immer gewitzter und gegen alles was außerhalb ihres Betriebes liegt immer wurschtiger. Der Umstand, daß sie es fast durchweg mit jungen unverheirateten Leuten zu thun haben, bringt es mit sich, daß sie in punkto Moralität ihrer Mieter gewöhnt sind, ein Auge zuzumachen. Sie stellen keine Forderungen in sittlicher Beziehung an ihn

und die Anzeigen, wo ein „durchaus solider" Mieter gesucht wird, werden immer seltener. Wahrscheinlich sind die Vermieterinnen zur Erkenntnis gelangt, daß sie bei solcher Spezialisirung nicht mehr auf die Kosten kommen. Der Mietepreis der einmal übernommenen Wohnung ist hoch, er muß am Verfallstage bezahlt werden, und wird er nicht bezahlt, so geht der Wirt rücksichtslos vor. Das Damoklesschwert der Exmission schwebt dauernd über ihrem Haupte und in dieser Situation räumt man mit so „kleinen Hindernissen", wie Moral und Sitte, rasch auf. Ein besonders moralisch veranlagter Bodenbesitzreformer, wird aus der Steigerung der Bodenrente, also in direkter Linie, die Steigerung und Toleranz der Unsittlichkeit ableiten können. Denn wäre die Miete nicht so hoch, würden, wie es früher der Fall war, viel mehr „solide" Mieter gesucht werden, während man sich jetzt im Gegenteil mit dem Anpreisen der „ungenirten" Zimmer überbietet. Ja, das „Ungenirtsein" gehört jetzt schon so bestimmt zum Inventar einer Chambregarniwohnung, wie ein Sopha und wie das Bett und der Tisch, und mancher dieser jungen Herren würde vielleicht das eine oder das andere dieser Inventarstücke lieber vermissen, wenn ihm nur die Zusicherung der Ungenirtheit gegeben wird. Das ist so der übliche Vorgang beim Mieten einer Stube: Man besichtigt sich den Raum,

das Meublement, man thut einen prüfenden Griff nach der Matratze, man erhandelt den Preis (selbstverständlich inklusive Morgenkaffee), sieht nebenbei auch die Aussicht des Fensters an, dann entscheidet man sich zum mieten. Nun kommt es; zuerst etwas verlegen zwar, aber dann ein stummes Mienenspiel. Der Mieter sieht sich die Wirtin prüfend an, um mit einem die Selbstverständlichkeit hervorkehrenden Tone, so oder ob er bloß der Form halber das Thema zur Sprache bringen wollte, zu sagen: „und ungeniert doch — nicht wahr?" Verständnisinnig lächelnd nickt die Wirtin und das Geschäft ist perfekt. Also „ungeniert!" Wieder so ein verhülltes, vertünchendes Wort für einen so wortarmen Begriff. Was heißt das eigentlich „ungeniert?" Es ist selbverständlich, daß die Wirtin den Mieter nicht zwingen wird zu einer bestimmten Stunde aufzustehen oder kasernenmäßig zu einer bestimmten Stunde zu Hause zu sein. Sie wird ihn sonst in seinen Gepflogenheiten nicht stören, noch einer Kontrolle unterwerfen. Also eine gewisse Ungeniertheit ist ja selbstverständlich; jeder ist in den von ihm gemieteten Räumen sein freier Herr so lange er die Wohnung inne hat. Nur nach einer Richtung hin hat also das Wort eine gewisse Bedeutung: ungeniert in Bezug auf die holde Weiblichkeit, ohne die ein Chambregarnist heutzutage gar nicht mehr zu denken

ist. Der Mieter verlangt von der Wirtin, daß sie alles hören und sehen soll, daß sie auf alles achten soll, und er wird grob, wenn sie nicht dafür gesorgt hat, daß die Wäsche rechtzeitig zur Waschfrau kam. Nur nach einer Richtung hin verlangt er, daß sie blind und taub sei: Sie darf nicht sehen, wenn einmal ein weibliches Wesen die Schwelle der Wohnung überschreitet, sie darf nicht hören, wenn einmal lustige Frauenstimmen aus des Mieters Zimmer ertönen. Sie hat den Mantel christlicher Liebe über alle galanten Angelegenheiten des Mieters zu decken. In dem Worte „ungeniert" ist ein ganzer Kontrakt inbegriffen, den in seinen Details aufzustellen die gute Sitte verbietet, und der, würde er stipuliert werden, vor den Gerichten sicherlich als „turpis causa" keine Anerkennung finden würde. Das Wort „ungeniert" ist also eine Formel für etwas worüber man nicht sprechen will, aber eine Formel die alles sagt und mit der klar alles verstanden wird, was ein Chambregarnistenherz bewegt. Kein Wunder also, wenn die Wirtinnen, die ein feines Gefühl für die Bedürfnisse ihrer Klienten besitzen, mit dem Formelworte „ungeniert" eine Art Kultus treiben und es bei ihren Anzeigen oftmals nicht verschweigen. Gewiß giebt es Vermieter-Unternehmungen, bei denen sich der „ungenierte" Betrieb von selbst verbietet, wie in solchen Wohnungen, wo auch

anständige Damen zu den Mietern gehören oder in so vornehmen Häusern, wo der Wirt darauf sieht, daß in seinem Hause jeder Unfug unmöglich wird. Ganz selbstverständlich verbietet sich das auch in den Pensionaten, von denen hier aber gar nicht die Rede ist. In den richtigen Chambregarnie-Wohnungen, wenn man sie so nennen will, in den richtig gewerbsmäßig betriebenen, in den Großbetrieben dieser Art, da kennt man keine Prüderie. Aber es giebt hingegen auch Gegenden, wo es sich von selbst versteht, daß der Chambregarnist alle Freiheiten des ungebundensten Burschen hat, wo selbst die Abmachung fortfällt, weil sie durch Sitte und Gebrauch ersetzt wird. Das ist z. B. das Berliner Quartier latin. Welche Wirtin wäre da nicht von vornherein darauf gefaßt, daß die höchste Ungebundenheit des Mieters zur Regel gehört. In diesen Gegenden, wo ausschließlich die Studenten und die Einjährigen wohnen, da kennt man die blaue Blume romantischer Prüderie nicht, da ist alles „ungeniert".

Einen besonderen Beigeschmack erhalten jene Zimmeranzeigen, wo ungenierte Zimmer „auf Tage" angeboten werden; hier handelt es sich in den meisten Fällen um eine ganz unverblümte Kuppelei, um eine gewerbsmäßige Gelegenheitsmacherei niedrigster Sorte.

Ganz besonders hoch im Kurse stehen auf der

Zimmerbörse die Zimmer mit „separiertem Eingange vom Flur aus". Sie sind die Garantie höchster Ungeniertheit für den Mieter. Der separate Flureingang gewährt ihm eine unbeschränkte Freiheit, wie sie kaum der Mieter einer eigenen Wohnung besitzt.

Im allgemeinen rechnen die Vermieterinnen mit Herrenkundschaft. Einer Dame fällt es oft schwer ein Zimmer zu finden; namentlich einer anständigen Dame, die nicht leicht bei Jedermann mieten will und die gewisse Anforderungen an die Solidität des Hauses stellt. In der That finden wir bei den Zimmerangeboten in den Zeitungen fast immer einen Zusatz, der sich direkt an Herren wendet. Selten heißt es „auch Dame". Wehe aber, wenn ausdrücklich nur eine Dame für das Zimmer gesucht wird, dann hat es entweder mit dem Zimmer oder mit der Vermieterin in der Regel einen Haken. Wohl kommt es ja auch vor, daß sich eine nur aus Damen bestehende Familie, mit erwachsenen Töchtern, nicht entschließen will, Herren als Aftermieter aufzunehmen und deshalb direkt Damen sucht. Diese Fälle bilden aber die Ausnahmen; in den meisten Fällen, wo das Zimmer ausdrücklich für Damen angeboten wird, scheint die Wirtin damit sagen zu wollen, daß sie auch Damen gegenüber ein Auge zuzudrücken geneigt ist. Das heißt aber auch soviel, als daß

sie gesonnen ist, den dreifachen Preis für das Zimmer zu fordern. Es ist dies eine Ausnützung des Lasters im höchsten Maße, eine Art verschleierten Wuchers mit erkaufter Duldung und Verschwiegenheit. Jene von allen Seiten gehetzten armen Wesen, die gezwungen sind des Nachts ihr trauriges Gewerbe zu treiben, werden durch jene Sorte von Vermieterinnen um ihren erbärmlichen Erlös betrogen. Sie nützen sich die Notlage dieser armen Wesen aus und fordern von ihnen den dreifachen, ja oft auch fünffachen Mietspreis, den ihnen ein anderer Mieter zahlen würde. Es giebt Gegenden in Berlin, wo sich fast alle Vermieterinnen auf diese Spezialität legen. Da dies gewöhnlich nicht die teuersten Gegenden sind, so schlagen diese Personen durch ihren eigenartig betriebenen Wohnungswucher ein ordentliches Kapital aus ihren paar Räumen heraus. Meistens sind sie selbst nichts anderes, als ehemalige Priesterinnen der feilen Venus, die sich mit einem kleinen Kapital zur Ruhe gesetzt haben und nun mit grenzenloser Grausamkeit ihre früheren Genossinnen ausbeuten.

Mit der zunehmenden Steigerung der Mietspreise, auch in den entfernteren Stadtvierteln, ging die Steigerung der Zimmerpreise Hand in Hand. Eine Folge davon war die Zunahme des sogenannten Schlafstellenwesens. Nicht jeder ist in der glücklichen Lage ein ganzes Zimmer sein eigen nennen zu können,

oder wenigstens in Gemeinschaft mit einem Freunde zusammen ein solches Zimmer zu mieten. Ein großer Teil und zwar ein sehr großer Teil der Bevölkerung ist darauf angewiesen, sich nur für die Nacht eine Stelle zu mieten, wo man schlafen kann. Am Tage hat der Schlafbursche, so wird der Mieter einer Schlafstelle genannt, auch wenn es sich um ein weibliches Wesen handelt, kein Anrecht auf den Raum, in dem sich sein Bett befindet. Diese Beschränkung hat ungeheure Uebelstände zur Folge. Sie führen zunächst den Mieter am Abend und an Sonntagen notgedrungen ins Wirtshaus. Die Trunksucht ist nicht allein die Ursache des Wirtshausbesuches, der Mangel an Wohnräumen führt unzählige Arbeiter in die Destillen und Kneipen. Und dieser notgedrungene Aufenthalt in den fuseldurchtränkten Räumen macht manchen dieser armen Teufel zum Gewohnheitssäufer, der es nicht geworden wäre, wenn er einen anständigen Wohnraum sein eigen hätte nennen können. Die Bodenreformer schlagen auch hieraus nicht mit Unrecht ihre Argumente, mit denen sie nachweisen, daß der Bodenwucher an so vielem sozialen Unheil schuld trägt. *)

*) Anmerkung: In seinem ausgezeichneten Buche über „Die soziale Lage der arbeitenden Klassen Berlins" schreibt Dr. Hirschberg über das Wohnen der Schlafleute: „Diese letztgenannte Art des Wohnens in Schlafstellen ist die bedenk-

Daß das Schlafstellenwesen noch andere sittliche Schäden aufweist, geht aus dem Umstande hervor, daß ein Vermieter gewöhnlich mehr als eine Schlafstelle vermietet und daß oft mehrere Schlafstellen in ein und demselben Raume liegen. Es ist dies ganz natürlich, wenn man annimmt, daß nur ganz kleine Mieter Schlafstellen vermieten, und daß diese kleinen Mieter nicht über viel Räume verfügen. Sie kommen überhaupt nur deshalb dazu Schlafstellen zu vermieten, weil sie sonst keinen Platz haben, etwas von ihrer Wohnung wegzugeben. In dem einen Zimmer oder höchstens in zwei Zimmern, die sie haben, müssen sie selbst ziemlich beschränkt wohnen. Da man zum Schlafen weniger Raum braucht als zum Wohnen am Tage, nützt man die Nacht aus. Im Zimmer und in der Küche werden dann die Betten aufgestellt. Die sittlichen Schäden, die aus diesem Zusammenleben verschiedener Personen erstehen und die gesundheitlichen Schäden, die namentlich in heißen Sommer-

---

lichste, weil sie ein Wohnen in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht darstellt; es wird nur ein Aufenthalt für eine Nacht, eine Stelle zum Schlafen geboten. Der Inhaber ist, wie Schwabe ausdrückt „nur in der Nacht berechtigt, am Tage geduldet. Wer den häufigen Besuch der Arbeiter in den Restaurationen niederen Ranges, in den Destillationen nur vom Standpunkt der Trunksucht aus betrachtet, vergißt, daß dem unverheirateten Arbeiter häufig genug gar keine andere Wahl des Aufenthaltes bleibt als Schlafstelle oder Restauration."

nächten ihre üblen Früchte zeitigen müssen, liegen klar auf der Hand. Die Statistik lehrt uns, daß etwas mehr als die Hälfte aller Haushaltungen, in denen Schlafstellen vermietet werden, nur eine Schlafstelle vermieteten, 29 Prozent davon vermieteten an zwei Personen und 10 Prozent an drei und mehr Personen. „Davon wohnten von den 95 365 Schlafleuten (in Berlin) zwei Drittel bei einem Ehepaar und fast drei Viertel in Haushaltungen mit Kindern, und ferner 39 Prozent in Haushaltungen mit nur einem Zimmer, 51 Prozent in Wohnungen mit zwei Zimmern. . . "

Es ist ein Bild des Jammers, das uns diese Zahlen hier enthüllen, ein noch viel lauter sprechendes Bild finden wir, wenn wir uns in diese nächtlichen Schlafgelage hineindenken. Wenn wir uns diese dumpfen Häuser der Arbeiterviertel vergegenwärtigen, jene Räume mit den dumpfen Stuben, aus welchen einem schon auf der Treppe der berühmte „Armeleutgeruch" befällt. Gewöhnlich sind die Vermieter reich mit Kindern gesegnet. Ihr eigenes Einkommen ist gering, so daß sie gezwungen sind, um die Miete, die größte Geisel des armen Mannes zu erschwingen, Schlafstellen zu vermieten. Groß ist die Summe nicht, die sie dafür erhalten, sie kann höchstens monatlich 6 bis 7 Mark betragen, denn für 10 Mark kann man in den Arbeitergegenden

schon mit Leichtigkeit ein auf dem Hofe gelegenes Zimmer mieten.

Feierabend ist vorüber. Beim Scheine einer kümmerlich brennenden Lampe hat man eben das kärgliche Abendbrot verzehrt. Die Frau, die ebenfalls erst aus der Fabrik heimkommt, schickt sich an, müde und matt wie sie ist, die Betten für die Schlafburschen herzurichten. Bald, ehe die Uhr zehn schlägt, kommen auch diese an und suchen ihre Lagerstatt auf. Dann senkt sich die Nacht über die Müden und Beladenen und die sechs bis acht Menschen schlafen in einer erschreckenden Atmosphäre, dem neuen kümmerlichen Morgen entgegen. Kommt nun gar Krankheit über die Familie, so müssen die Gesunden den Raum auch mit den Kranken teilen. Von den Interieurs solcher Wirtschaften wissen viele Aerzte zu erzählen, wenn sie einmal des Nachts zu einem Kranken irgendwo ins Hinterhaus gerufen werden. Grauen bedeckt ein solches Bild tieftraurigen sozialen Elends.

Die Schlafstelle ist der Uebergang von der Chambregarniewohnung zum Asyl für Obdachlose, und oft genug muß solch ein Schlafbursche, wenn die Arbeit stockt, der Kredit zu Ende ist, seine Schritte in das Asyl lenken. Das eine Gute hat ein solcher Wandel, daß er dann, wenn er wieder in der Lage ist seine eigene Schlafstelle zu beziehen, ein relatives

Wohlbehagen empfindet, in seiner Art sich glücklich fühlt. So ist im Leben alles so eingerichtet, daß jeder Schatten noch seinen dunkleren Schlagschatten findet, der durch den Kontrast das weniger dunkle hell erscheinen läßt. Und im Grunde genommen ist ja das ganze Leben nichts weiter als eine aus solchen Lichtdifferenzen bestehende optische Täuschung.

Der Geldmann.

Unter allen Dingen, die von Menschen begehrt werden, die auf dem großen Lebensmarkte hoch im Kurse stehen, ist das meistbegehrteste, das Geld! Nicht Arbeit, nicht Liebe, nicht alle die kleinen und großen Lebensbedürfnisse, deren Angebot und Nachfrage wir in den Spalten der Zeitungsannoncen registriert finden, werden in solchem Maße und mit so vielfacher Kraftanstrengung gesucht, wie das Geld, das Geld, und das Geld. Wenn jemals einer den Schwerpunkt des ganzen Seins finden will, er wird nicht weit zu suchen brauchen; der Punkt, der dies Gleichgewicht in sich schließt, er wird leicht gefunden sein: Das Geld! Hier in diesen gleichmäßig gesetzten schwarzen Spalten finden wir auch die stummen

Schreie der geldsuchenden Menschheit, da sehen wir jeden Tag die Jagd nach dem Glücke in dürren einfachen Buchstaben, in schmucken bescheidenen Zeilen. Und doch was verbirgt sich nicht alles hinter diesen Gebilden der Druckerschwärze, welcher Tumult der Haschenden, der Suchenden, der sehnsüchtig auf Erfüllung ihrer Wünsche Harrenden!! Die Jagd nach dem Gelde. Wir wollen alle jene Anzeigen übergehen, die mehr oder weniger der Abwickelung von Geschäften dienen, jene Kapitalgeschäfte für Hypotheken und jene Gesuche um große Darlehne gegen Wucherzinsen. Was uns bei diesen Geldgesuchen am meisten interessiert, ist der sogenannte „Geldmann", jener Glückliche, der im Vollbewußtsein seiner Bankdepots stolzer als ein siegreicher Feldherr, selbstbewußter als ein Monarch, einhergehen muß, wenn er zu der Einsicht gelangt, wie der übrige, größere Teil der Menschheit seiner begehrt, wie nichts, gar nichts, was es da großes und schönes giebt auf Erden, ins Leben gerufen werden kann ohne seine Mitwirkung, ohne sein Dazuthun.

Wahrhaftig, man möchte sich einmal in die Lage eines solchen Mannes versetzen, der, gedeckt durch den geheimnisvollen Zauber seiner braunen Scheine und seiner Wertpapiere, geziert durch den ewig bewunderten Glanz des Goldes, dieses Leben, wie einen ewigen Bronnen betrachten muß, dazu geschaffen,

ihm, den Verwöhnten, Genüsse in ungeheurer Masse darzubringen. Die Weltanschauung eines solchen Menschen muß eine andere sein, wie die Weltanschauung eines armen Teufels, und alle Philosophie scheitert an der ewig großen und unüberbrückbaren Kluft, die den Besitzenden vom Besitzlosen trennt. Von der gesicherten Empore des Kapitals herab übersieht er die Stürme des Daseins da unten, ein Beobachter unter Millionen Kämpfern, ein Zuschauer für den allein die große Komödie des Lebens aufgeführt zu werden scheint; unter den Menschen da unten — der Uebermensch.

Das Geld liegt auf der Straße, sagt man, allerorten und die nach dem Gelde Schmachtenden gehen aus und suchen es auf allen Straßen; sie fragen hier und fragen dort, aber sie haben Den noch nicht getroffen, der ihnen erzählt hätte, wo er das Geld liegen gesehen. Sie suchen und suchen und finden es nicht. An dieses ewig noch im Kurs befindliche Lügenwort erinnern jene zahlreichen Gesuche der Zeitungen, in denen der Kapitalist für irgend ein Unternehmen gesucht wird.

Sie träumen alle von dem „Geldmann", sie, die ohne Besitz im Leben draußen stehen und danach streben, ihre Position zu verbessern, zu Besitz und Reichtum und Ehre zu gelangen. In ihren Zukunftsplänen, in ihren Träumen und Hoffnungen spielt er

die große Rolle; der fabelhafte Mann der modernen Sage, der Mann mit dem disponiblen Kapital, der sich an irgend einem Unternehmen beteiligen und durch seine Mitwirkung einem andern die goldene Brücke in das Paradies des Besitzes zimmern soll.

Kaum flügge geworden, denkt und sinnt der junge Kaufmann daran, wie er die Fesseln des Frohndienstes zerreißen, wie er sein eigener Herr werden, und wie er die Früchte seiner Arbeit selbst genießen könne. Er sinnt und sinnt und überall, wo er es versucht, den Ring zu zerreißen, den geheimnisvollen Zirkel zu überschreiten, gähnt ihm die Frage nach seiner klingenden Legitimation entgegen. Wehe dem Unglücklichen, wenn er nicht selbst im Besitze ist, wenn er nicht als das Kind Besitzender in der Arena steht und hoffen kann, daß Erbschaft und elterliche Fürsorge ihn in diesem Kampfe widerstandsfähig zu machen imstande sei, man glaubt es nicht, wenn er nicht das Schiboleth des Kapitalisten auszusprechen, wenn er nicht das Zauberzeichen zu geben versteht, das ihm mit Leichtigkeit die Schranken öffnet und ihm die Menschen willfährig machen kann. Mancher wird bei diesen vergeblichen Versuchen den Zauber ohne das Zaubermittel zu bannen frühzeitig mürbe und verläßt den Kampfplatz als ein Gebrochener. Viele aber, und darunter die Mutigsten, gehen hinaus auf den Markt, rufen ihre Vorzüge laut aus und suchen

nach dem Kapitalmenschen, der diese Vorzüge sich mit seinem Gelde zu kaufen sucht. Er findet sie! Er braucht nicht lange zu suchen. Ein Wink von ihm genügt, daß Tausende herbeistürzen und sich zu ihm drängen. Kein Wunder, daß diese Vorzüge, wie Fachkenntnis, Mut, Energie, höheres Wissen bei den „Geldmännern" nicht hoch im Kurse stehen. Wo das Angebot so zahlreich, sinkt der Preis!

Sie aber warten nicht, die nach Kapital ringenden und sich nach Selbständigkeit sehnenden. Sie treten selbst auf den Markt und rufen in schreienden Annoncen nach dem Märchenprinzen ihrer Träume, nach dem Geldmarkte. Bald ist die Annonce aufgesetzt. In glühenden Farben wird da das Aussichtsreiche des Unternehmens klargelegt, der Mangel jedes Risikos, der unausbleibliche Gewinn, die sichere Zukunft. Ja, aussichtsreich und gewinnbringend, risikolos und zukunftssicher sind diese Unternehmungen alle.

Der Inserent hat freien Spielraum und kann seiner Phantasie freien Lauf lassen. Er ist ein Kerl der spekuliert, so eine Art Poet, der sich eine Wirklichkeit nach eigener Façon zurechtdrechselt, warum soll er dann nicht ein bißchen jene Grenzen der berechenbaren Materie überschreiten.

In süßen Hoffnungen wiegt sich der Suchende. Er träumt schon von der Wirkung der Annonce, und

sein Selbstgefühl erwacht. Er dünkt sich seinem Chef gegenüber schon als Kollege, ja noch mehr, als gefürchteter Konkurrent.

Am andern Tag holt er die Chiffrebriefe in der Zeitungsexpedition ab. Es sind thatsächlich einige Anfragen eingelaufen. Daß es meist Privatpostbriefe sind, das stört ihn nicht. Er ist als Kaufmann an Sparsamkeit gewöhnt. Daß die meisten Anfragen ganz kurz sind und nur alle den ungefähren Inhalt haben! „Ich erbitte gefl. nähere Angaben, da ich eventuell nicht abgeneigt wäre, mich an dem proponierten Geschäfte zu beteiligen", auch das stört nicht, jeder Kaufmann ist kurz angebunden. Es steht ja schwarz auf weiß da, man wolle sich beteiligen, das genügt dem Optimisten, und wer ist nicht Optimist, wenn er sich aufs Geldsuchen verlegt. Das bedeutungsvolle Wörtchen „eventuell" wird da meistens übersehen. Der Jüngling schickt sich an, Besuche zu machen. Im Sonntagsrock macht er seine Aufwartung. Den trifft er nicht an, er muß ein andermal kommen. Der Andere ist zuhause. Aber er entsinnt sich nicht mehr, um was es sich handelt. Der Jüngling erklärt ihm umständlich, was er will. Der gute Mann stellt einige Fragen, aus denen hervorgeht, daß er weder eine Ahnung von dem hat, was der Jüngling will, noch eine Neigung, sich daran mit Geld zu beteiligen. Mit dem aussichtsreichen Satze „ich

werde Ihnen schreiben" wird der Jüngling entlassen. Er hofft aber noch immer. So oder ähnlich geht es ihm bei den andern, bis er schließlich von den meisten die Vertröstung auf einen Brief erhalten hat. Aber merkwürdig. Es vergehen Wochen; sie schreiben alle nicht. Der Jüngling hatte nicht die Weltkenntnis, einzusehen, daß diejenigen, die ihm ihre Adresse gaben, niemals eine ehrliche Absicht hatten, sich an seinem Unternehmen zu beteiligen. Sie gehörten einfach zu der Menge der Neugierigen, die als die Hyänen des Annoncenfeldes, jede Anzeige durchstöbern und auf viele mit einer Zuschrift eingehen. Sie wollen „mal hören", die Sache „mal an sich rantreten lassen", wie der technische Ausdruck lautet. Es sind dies jene Leute, die im Trockenen sitzen und immer in der Hoffnung leben, es könne sich einmal unter irgend solch' einer Anzeige etwas ganz außerordentliches verbergen. Sie warten immer auf das Außerordentliche, und hoffen, daß es kommen wird. Mittlerweile rasen sie nur so unter den Hoffnungshungrigen, rufen diesen allen, die es nie unterlassen, auf den Ruf zu erscheinen, ein paar Tage lang die Fata Morgana ihrer Sehnsucht in Erscheinung, um ihnen alsbald die größte Enttäuschung zu bereiten.

So oder ähnlich geht es all' den jugendlichen Träumern, die es versuchen, auf den Krücken fremden Kapitals in die Welt der Besitzenden einzudringen.

Wohl gelingt es dem Einen oder dem Andern. Ihre Zahl ist gering und den wenigen Siegern steht die Legion der Besiegten gegenüber.

Die Geldjagd geht auch noch in anderen Formen vor sich. Nicht nur dort, wo es sich um Neugründung einer Existenz handelt, wird nach dem Geldmanne gefahndet, auch dort, wo eine schon vorhandene Existenz mit Untergang bedroht ist, wird die Notflagge in Form einer Anzeige, worin ein Geldmann gesucht wird, aufgezogen. Notleidende Geschäfte, Fabriken oder Unternehmungen aller Art suchen einen Kapitalisten. Die geforderten Beträge sind stets größer als bei denjenigen Gesuchen, wo eine Geldkraft zum Zwecke der Neuetablierung gesucht wird. Dieser Umstand ist charakteristisch. Der kühne Neuling sieht die großen Hindernisse nicht und hofft mit Zuversicht auf nahe Erfolge. Die gesuchte Summe ist deshalb klein. Der bereits im Taifun gewesene, der schweren Schaden genommen an seinem Schiffe, der kennt die Gefahren und er fordert große Hilfsmittel. In diesen Fällen wird natürlich, um anzulocken viel gesündigt und viel gefälscht. Wie alte Koketten sich mit Puder und Schminke und mit allen möglichen Auswattierungen umgeben, um noch einmal einen Galan heranzuziehen, so müssen sich solche, um die Existenz kämpfende Geschäfte mit allen möglichen Emblemen verzieren lassen, die sie nie und

nimmermehr verdienen, die niemals der Wahrheit entsprechen. Da werden die ältesten und abgebrauchtesten Ausreden hervorgeholt, um das Gesuch nach Geld zu begründen. Gewöhnlich ist eine notwendig gewordene Vergrößerung daran schuld, oder der durch Kränklichkeit zum Rücktritt veranlaßte Sozius erfordert einen Ersatzmann. Die Gründe sind so mannigfaltig, daß man sie füglich so feil wie Brombeeren halten kann. Der einzige wahre Grund, daß das Unternehmen krankt, daß es Not leidet, der wird niemals angegeben. Und ist es nicht in den meisten Fällen so bestellt, daß das Geschäft, für das neue Geldquellen eröffnet werden sollen, krank und notleidend ist?

Es scheint, daß jene Idealgestalt, die den Suchenden stets vorschwebt, niemals erscheint, nämlich der richtige dumme Kerl, der mit seinem Gelde in so losem Zusammenhange steht, daß er es gerne leichtfertig riskiert, um schließlich für einen Anderen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Jener lustige Märchenprinz mit der gefüllten Börse, der nicht lange fackelt und der gelddurstigen Menschheit so blos als Wohlthäter unter die Arme greift. Wo ist er wohl zu finden? — —Nirgends. Das Kapital kennt seine dominierende Position in der modernen Welt und es stellt, wo es sich herbeiläßt mitzuthun, seine Bedingungen. Es will reale Unterlagen und findet diese auch. Eine

Notwendigkeit sich auf geschäftliche Spekulationen einzulassen, liegt nicht nur und wo man solche unternehmen will, da thut man es mit dem möglichst geringsten Risiko. Man will den nicht im Besitze von Kapital befindlichen Faktor auch nicht als gleichwertige Kraft anerkennen. Man will ihn unterordnen und das gelingt auch in der Regel. Wo fachmännische Kraft der Kapitalkraft gegenübersteht, gewinnt letztere doch immer die Oberhand. Sie diktiert die Verträge. Außerdem ist zu beachten, daß ein neues Geschlecht von Kapitalisten herangewachsen ist, das nicht jeder Bildung bar ist, das ausgezeichnete Erziehung genossen und selbst Praxis in den betreffenden Fächern des wirtschaftlichen Lebens erworben hat. Meist eine ganz vorzügliche Praxis, die im Auslande erworben ist, wo der junge Kapitalist Gelegenheit hatte, seinen Blick zu schärfen. Mit dem Steigen des Angebotes tüchtiger fachmännischer Kräfte sinkt auch die Nachfrage. Ein Moment mehr, das dazu beiträgt, den Nichtbesitzenden in den Dienst des Kapitals zu zwängen, und dessen Selbständigkeitsgelüste illusorisch zu machen.

Einer eigenartigen Klasse von Geldjägern sei hier noch gedacht, die den höchsten Idealismus auf dem realsten Markte, dem Geldmarkte, vertreten. Sie sind die Poeten, die das Libretto zu den Tonstücken der großen Aktiengesellschaften schreiben, ein

Libretto, an dem aber wenig Mangel ist und das selten etwas taugt. Ich meine „die Erfinder“. Auf dem Geldmarkte spuken auch sie, und auch sie machen die Annonce ihren kühnen Plänen dienstbar. Berechnet der Kaufmann, daß das von ihm ins Auge gefaßte Unternehmen, zu dem er Kapital sucht, einen realen Nutzen abwirft, so träumt der Erfinder davon. Für ihn hängt in der Regel der Himmel voller Geigen, er sieht durch seine Erfindung die Welt revolutioniert, sich selbst zum reichen Manne gemacht und er betrachtet den von ihm gesuchten Kapitalisten, der ihn dazu behilflich sein soll, sein Wunderwerk zu vollenden, als einen Begnadeten, wenn er ihn für seine Erfindung engagiert. Die Erfinderannoncen tragen daher alle die Spuren von Größenwahn. „Epochemachende Erfindung“ ist das geringste Epitheton, das die geldsuchenden Denker ihrer Errungenschaft geben. Gewöhnlich erklären sie rund heraus, daß in wenigen Monaten Millionen zu erwerben sind, manchmal auch mit einer ganz geringen Summe, wie einige hundert Mark. Erfindungen bescheidenen Umfanges scheint es, wenn man die Zeitungsannoncen liest, gar nicht zu geben; alle diese Errungenschaften bewegen sich in kaum ausdenkbaren Dimensionen, sie sind alle dazu berufen, die Welt aus den Angeln zu heben. Natürlich ist in all' den Anzeigen fast nirgends ein Wörtlein darüber verraten, um was es

le jene Anzeigen über-
r der Abwickelung von
italgeſchäfte für Hypo-
große Darlehne gegen
ei dieſen Geldgeſuchen
der ſogenannte „Geld-
r im Vollbewußtſein
ein ſiegreicher Feld-
Monarch, einhergehen
cht gelangt, wie der
ſchheit ſeiner begehrt,
da großes und ſchönes
gerufen werden kann
ein Dazuthun.
ch einmal in die Lage
der, gedeckt durch den
braunen Scheine und
ch den ewig bewun-
s Leben, wie einen
ß, dazu geſchaffen,

von der ge
überſieht er
Beobachter
für den alle
führt zu we
– der U e
Das
orten und
aus und fu
und frage
troffen, de
geſehen.
An dieſes
erinnern
denen der
ſucht wi
Sie
ohne Be
ſtreben,
Reichtum
plänen,

ſcheitert an der ewig großen u
Kluft, die den Beſitzenden vo
Von der geſicherten Empore
überſieht er die Stürme des
Beobachter unter Millionen Kä
für den allein die große Komö
führt zu werden ſcheint; unter
— der Uebermenſch.

Das Geld liegt auf der S
orten und die nach dem Gelde
aus und ſuchen es auf allen S
und fragen dort, aber ſie hal
troffen, der ihnen erzählt hätte
geſehen. Sie ſuchen und ſuch
An dieſes ewig noch im Kurs
erinnern jene zahlreichen Ge
denen der Kapitaliſt für irge
ſucht wird.

Sie träumen alle von d
ohne Beſitz im Leben drau
ſtreben, ihre Poſition zu v
Reichtum und Ehre zu gelan
plänen, in ihren Träumen

jener Herr werden,
beit ſelbſt genießen
erall, wo er es ver-
n geheimnisvollen
m die Frage nach
tgegen. Wehe dem
im Beſitze iſt, wenn
in der Arena ſteht
und elterliche Für-
iderſtandsfähig zu
es nicht, wenn er
ſten auszuſprechen,
zu geben verſteht,
ken öffnet und ihm
nn. Mancher wi..
den Zauber ohne
jzeitig mürbe und
ebrochener. Viele
gehen hinaus auf
ut aus und ſuchen

das Angebo
Sie abe
den und
Sie treten
ſchreienden
ihrer Träum
Annonce auf
das Ausſicht
der Mangel
winn, die ſic
gewinnbringe
dieſe Unterne
Der Inſ
ſeiner Phanta
der ſpekuliert,
lichkeit nach e
ſoll er dann n
rechenbaren W
In ſüßen
Er träumt ſcho

Herr werden,
elbſt genießen
wo er es ver-
heimnisvollen
Frage nach
. Wehe dem
ſitze iſt, wenn
Arena ſteht
terliche Für-
ndsfähig zu
cht, wenn er
ıszuſprechen,
ben verſteht,
net und ihm
ancher wil-
auber ohne
mürbe und
ner. Viele
hinaus auf
und ſuchen

das Angebot ſo zah
Sie aber warten
den und ſich nac
Sie treten ſelbſt a
ſchreienden Annonce
ihrer Träume, nach d
Annonce aufgeſetzt.
das Ausſichtsreiche
der Mangel jedes Ri
winn, die ſichere Zuk
gewinnbringend, riſik
dieſe Unternehmungen
Der Inſerent hat
ſeiner Phantaſie freien
der ſpekuliert, ſo eine
lichkeit nach eigener F
ſoll er dann nicht ein
rechenbaren Materie ü
In ſüßen Hoffnun
er träumt ſchon von de

„Geldmannern“ nicht hoch
das Angebot ſo zahlreich, ſ

Sie aber warten nicht,
den und ſich nach Sell
Sie treten ſelbſt auf den
ſchreienden Annoncen nach
ihrer Träume, nach dem Gel
Annonce aufgeſetzt. In glüh
das Ausſichtsreiche des Unt
der Mangel jedes Riſikos, de
winn, die ſichere Zukunft. S
gewinnbringend, riſikolos ur
dieſe Unternehmungen alle.

Der Inſerent hat freien
ſeiner Phantaſie freien Lauf l
der ſpekuliert, ſo eine Art Po
lichkeit nach eigener Façon z
ſoll er dann nicht ein bißchen
rechenbaren Materie überſchre

In ſüßen Hoffnungen wi
Er träumt ſ

er ist als Kaufmann
die meisten Anfragen
ungefähren Inhalt
te Angaben, da ich
mich an dem pro-
n", auch das stört
gebunden. Es steht
wolle sich beteiligen,
wer ist nicht Opti-
chen verlegt. Das
entuell" wird da
ig schickt sich an, Be-
srock macht er seine
cht an, er muß ein
ist zuhause. Aber
was es sich handelt.
ndlich, was er will.
gen, aus denen her-
ig von dem hat, was
gung, sich daran mit
chtsreichen Satze „ich

sagen, daß di
niemals eine
Unternehmer
der Menge
Annoncense
viele mit ei
hören", di
wie der
jene Leut
Hoffnun
solch' ein
bergen.
und ho
sie nu
diesen
erschei
ihrer
größ

Tr
Ke

eine ſchon vorhandene
roht iſt, wird die Not-
e, worin ein Geldmann
Notleidende Geſchäfte,
n aller Art ſuchen einen
en Beträge ſind ſtets
eſuchen, wo eine Geld-
blierung geſucht wird.
iſch. Der kühne Neu-
ſe nicht und hofft mit
Die geſuchte Summe
im Taifun geweſene,
n an ſeinem Schiffe,
fordert große Hilfs-
natürlich, um anzu-
gefälſcht. Wie alte
rinke und mit allen
ben, um noch ein-
müſſen ſich ſolche,
te mit allen mög-
die ſie nie und

erſteht, gewinnt letz-
Sie diktiert die Ver-
ı, daß ein neues Ge-
wachſen iſt, das nicht
ezeichnete Erziehung
n den betreffenden
bens erworben hat.
ſis, die im Auslande
ıpitaliſt Gelegenheit
Mit dem Steigen des
ſer Kräfte ſinkt auch
ır, das dazu beiträgt,
nſt des Kapitals zu
digkeitsgelüſte illu-

von Geldjägern ſei
ten Idealismus auf
ldmarkte, vertreten.
bretto zu den Ton-
ıaften ſchreiben, ein

realen Nutzen abwir
Für ihn hängt in de
er ſieht durch ſeine
ſich ſelbſt zum rei
trachtet den von i
dazu behilflich ſe
enden, als einen
Erfindung engag
daher alle die S
machende Erfin
das die geldſuc
geben. Gewöh
in wenigen M
manchmal auch
einige hundert
fanges ſcheint
lieſt, gar nich
bewegen ſich
ſie ſind alle
zu heben.
nirgends ein

sich handelt, nur in wenigen Fällen ist das Gebiet gekenntzeichnet, das durch die Erfindung am meisten berührt wird. Dieses Geheimnisvolle mag dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Hyänen des Annoncenfeldes zu reizen. Die Erfinder bekommen immer eine Menge Zuschriften, denn, wenn irgendwo hat hier der oben erwähnte Grundsatz des „mal Horchens" und des „an sich 'rantretenlassens" seine Berechtigung. Oft sind auf diese Weise schon große Sachen in die Welt gesetzt worden und es beschleicht einen spekulationsfesten Kapitalisten so eine gewisse Bangigkeit, wenn er sich sagen soll, daß hinter dieser oder jener Anzeige vielleicht doch ein schönes Geschäft stecken kann. Aber in den seltensten Fällen trifft dies zu. Gewöhnlich scheitert das Unternehmen an der Disharmonie der beiden Intellekte, die sich hier zur Ausbeutung vereinigen sollen. Entweder ist der Intellekt des Erfinders der minderwertige, er kommt mit einer nicht lebensfähigen und nicht durchführbaren Sache, die keinerlei Gewinn verspricht, oder der Intellekt des Kapitalisten versteht die Tragweite der Erfindung nicht und dieser lehnt sie ab. Oftmals liegt in einer Idee ein ganz gesunder Kern, der bei der nötigen Mis-en-scene zu großen Erfolgen führen kann. Da sie aber etwas Neues in sich birgt und nichts weniger und nichts von weniger Menschen verstanden wird, als das Neue, so geht eine solche Idee frühzeitig

unter, bis einmal der richtige Mann kommt, der sie in der richtigen Weise auszuführen versteht. Es sei nur daran erinnert, daß der erste Unternehmer des Auerschen Gasglühlichtes in Berlin nach kurzer Zeit bankerott machte, und daß einige Jahre später die Aktionäre des neuen Unternehmens ihr Millionengeschäft machten. Dort wo die seltene Harmonie der Intellekte beider daran beteiligter Faktoren zusammentrifft, dort kann unter Umständen etwas Großes und etwas Einträgliches werden. Da dies aber zu den denkbar größten Seltenheiten gehört, ersterben die Erfindungen gewöhnlich in ihrem embryonalen Zustande, meistens schon durch die erste Entmutigung, die der das Kapital suchende Erfinder auf seinen Irrfahrten macht, zu denen er durch die auf seine Zeitungsannoncen eingehenden Angebote veranlaßt wird. Erfindungen werden jeden Tag gemacht, brauchbare aber nur sehr selten. Die brauchbaren werden gewöhnlich schon, bevor der Erfinder an die große Oeffentlichkeit kommt, von Eingeweihten abgefangen und zur Ausführung gebracht, und nur die weniger brauchbaren und weniger verständlichen werden durch das Zeitungsinserat an die große Glocke gehängt. Die letzte Hoffnung all der spekulierenden Menschen, liegt gewöhnlich in einem solchen überschwenglich abgefaßten Inserat, sie wird mit diesem zu Grabe getragen, ohne

daß einem dabei jemals geholfen wird. Das Kapital will reale Grundlagen, eine Erfindung, deren Glück mit so vielerlei Zufällen zu rechnen hat, ist aber kein realer Boden.

Die geldsuchende Menschheit! Ist sie nicht von dem Dichter genügend charakterisiert, als er sang: „nach einem ewigen goldenen Ziel sieht man sie rennen und jagen.“ Ihr Ziel ist der „Geldmann“, jene Idealgestalt am Ende des Jahrhunderts, um deren Gunst Millionen buhlen.

Darlehnsgesuche.

Abseits von dem großen Kapitalsmarkt, der sich in den „Kleinen Anzeigen“ der Tagesblätter breit macht, entwickelt sich dort auch eine Art von Winkelbörse für kleinere Kapitalbedürfnisse engerer Verhältnisse. Neben den schwerwiegenden Hypothekengesuchen der Häusermakler, neben den Millionenangeboten der Banken und Agenten und neben den großen Kapitalsgesuchen für industrielle und kaufmännische Unternehmungen erscheinen wie eine Ironie jene lumpigen Sümmchen, die von Handwerkern, Studenten, von alleinstehenden Frauen und oft auch

von verzweifelten Familienvätern öffentlich als Darlehen verlangt werden. Gerade aber dieser unansehnliche Teil des großen Geldmarktes bietet die weitesten und tiefsten sozialen Perspektiven, er gestattet den durchdringendlichsten Einblick in das Getriebe und in das Weh der großen Masse.

Diese Bitten und Gesuche um 100 Mark, um 50 Mark, ja oft um 20 Mark und weniger, erscheinen in ihrer herzzerreißenden Einfachheit und in der Dringlichkeit, die oft aus dem Wortlaut des Gesuches spricht, als ein untrügliches und bitteres Zeichen des großen sozialen Elends, das weite, unendlich weite Kreise des Volkes umfaßt. Dabei muß man sich darüber klar sein, daß es nur ein verschwindend kleiner Bruchteil von Leuten ist, der es wagt, sein drückendes Weh, seine finanzielle Not in die Spalten der Zeitung zu tragen. Zum großen Teile wird es das Mißtrauen gegen den Erfolg des Gesuches sein, das die meisten abhalten wird, sich damit an die große Oeffentlichkeit zu wagen. So eine Anzeige kostet doch immerhin ihre zwei bis drei Mark, und die bedeuten ein Kapital für jene, die um eine Summe von 20, 30 oder 50 Mark in Verlegenheit sind. Man riskiert sie nicht so leichten Herzens und nur die äußerste Verzweiflung wird es zustande bringen, das „Lebendige auf das Tote" zu legen, wie man im Volksmunde sich ausdrückt, womit man andeutet,

daß man etwas versucht, das unwahrscheinlich die Kosten des Versuches tragen wird. Ja, aber die Tausende, die die paar Mark der Annonce garnicht aufzubringen vermögen, müssen die nicht mit in Betracht gezogen werden, will man die Gesamtsumme derjenigen abschätzen, für die die inserierenden Kleinkapitalsuchenden nur das Symptom sind? Und wie viele giebt es in ihrer dumpfen Verkommenheit, die garnicht mehr den Gedanken fassen, daß ihnen durch eine Anzeige ein rettender Ausweg winken könne. Von diesem Gesichtspunkte aus sind jene Geldgesuche in den Zeitungsspalten nicht ohne Mitgefühl zu betrachten, zeigen sie uns doch, wie groß der Markt der Hilfesuchenden aus sozialer Not ist, wie groß die finanzielle Misère ist, die alle Lust am Leben vernichtend, auf Hunderttausenden unserer Mitbürger lastet. Aber nicht allein das Geldbedürfnis, das aus jenen Spalten spricht, ist es, das unser Mitgefühl in so besonderem Maße hinreißt, nicht die Erkenntnis des Mangels, der in jenen Kreisen herrscht und der hier öffentlich um Hülfe schreit, bedrückt unser Inneres, nein, es ist gerade die Kleinheit der gesuchten Summen, die den ganzen schweren Druck auf unser, Gott sei Dank, schon etwas feinfühliger gewordenes soziales Gewissen ausübt. Wir können uns bei der Lektüre dieser Geldgesuche nicht verhehlen, daß diese Summen, die hier von so vielen

Unglücklichen und Bedrückten gesucht werden, täglich von tausend anderen Glücklicheren auf Nichtigkeiten und Lappalien hinausgeworfen werden, ja, daß oft die Gesamtsumme der in einer einzigen Zeitungsnummer gesuchten kleinen Dahrlehn, von einzelnen Menschen oft auf widerwärtigste Weise verschwendet wird, und daß die von solchen Leuten verthanen Gelder ausreichen würden, viele ächzende und bedrückte Menschen glücklich zu machen. Und noch ein anderes Moment ist es, das uns beim Anblick dieser Klein-Geldgesuche so sehr unser Herz zuschnürt. Wir müssen uns nämlich sagen, daß sie fast samt und sonders wenig Aussicht auf Erfolg haben dürften. Um Mitleid zu erregen bedarf es anderer Mittel, als das so gleichgültig dreinsehende gedruckte Wort. Wer zum Geben veranlaßt werden soll, und wäre er ein noch so freigebiger und wohlthätiger Mensch, muß von dem Elende überzeugt werden und er wird es nicht, wenn er nicht das Elend in leibhaftiger Weise vor sich sieht oder von glaubwürdiger Seite von dessen Vorhandensein überzeugt wird. Außerdem ist der Wohlthätige immer mißtrauisch und das ist kein Wunder, denn die Praxis des Lebens kann einen leicht dazu bringen, mißtrauisch zu werden. Dann nimmt der Wohlthätige, der in der Lage wäre dem armen Suchenden zu helfen, sich garnicht die Zeit dazu, diese Gesuche zu lesen. Liest er sie aber, wird

er durch die Fülle derartiger Anzeichen abgeschreckt und Faulheit und Gleichgültigkeit, vielleicht die Meinung, daß ein solches öffentliches Inserat, das von Hunderttausenden gelesen werden kann, wohl auch noch andere Bereitwillige finden wird, die das Gesuch erfüllen, lenken ihn vom Geben ab. Kurz und gut, es wirken da eine Anzahl von Umständen mit, daß die Aussichten eines solchen Klein-Geldgesuches gering sind. Statistisch läßt sich natürlich auch hier nichts nachweisen; nur einen einzigen Beweis hat man dafür, daß derartige Anzeigen ohne Erfolg sein müssen. Wären sie wirklich von Erfolg, würden sie sich unbestreitbar in ganz kurzer Zeit ins Ungemessene vermehren, der Schwindel und die Spekulation würden sich dieser Gesuche bemächtigen, und die Zeitungen hätten bald keinen Raum dafür, sie anzunehmen. Sie vermehren sich aber nicht. Sie bleiben trotz der großen geldbedürftigen Masse, in immerhin zu bewältigenden Grenzen. Es scheinen immer nur Debutanten zu sein, die da inserieren. Würden sie Erfolg haben, es würde sich mit Blitzesschnelle herumsprechen, sie selbst würden das einmal erfolgreich gewesene Mittel wiederholen. Dies ist nun durchaus nicht der Fall; das Geld für die Inserate scheint demnach für die armen Teufel auch verloren zu sein. Ja, es scheint wohl paradox zu sein, was man so oft im täglichen Leben hört, daß es

viel leichter ist hunderttausend Mark zu borgen als einen Thaler, doch ist es richtig, und es dürfte für die nach großen Kapitalien Suchenden gewiß mehr Erfolg aufzuweisen sein, als für die Bittenden um 20 Mark.

Nun giebt es eine Abart der Darlehensannonce, die unverkennbar eine höchst unsittliche Grundlage hat und leider scheint diese Abart die einzige dieser Spezies zu sein, die noch von Erfolg gekrönt sein mag und die ihren Mann, oder besser gesagt, ihre Frau, denn meistens gehören die Suchenden der Frauenwelt an, bei rationellem Betriebe zu ernähren scheint.

Da findet man die „jungen Witwen", die „jungen Mädchen", die „alleinstehenden Frauen", die „angehenden Künstlerinnen", die stets nur eine verhältnismäßig geringe Summe, 20 bis 50 Mark, fordern und Rückzahlung „nach Uebereinkunft" in Aussicht stellen. „Wer leiht nettem, jungen Mädchen 50 Mark? Rückzahlung nach Uebereinkunft", lautet eine vor mir liegende Anzeige. Warum das nett und jung so unterstrichen. „Junge Dame sucht 30 Mark bei wöchentlicher Rückzahlung. Offerten unter „Else", lautet eine andere dieser fast typischen Anzeigen. Warum nun gerade „Else"? Es ist kaum zu bestreiten, der größte Teil dieser so oder ähnlich gefaßten Geldgesuche bedeuten nichts weiter als eine Art Prostitution, gleichzeitig aber auch eine Art der

unverschämtesten Prostitution, die sich nicht scheut, unter ganz offener Fahne ihr Gewerbe zu treiben. Aber es finden sich sicherlich unter diesen weiblichen Desparados auch solche, die durch die Not gezwungen auf diese Wege zu gehen, die geneigt sind, um die erbärmlichen paar Mark zu erhalten, bei der Uebereinkunft sich alsdann selbst zu opfern. Gewiß wird davor zunächst manches arme Wesen zurückschaudern, aber was hilft es ihm, wenn es sieht, daß ihm kein anderes Mittel bleibt, sich vor dem Untergange zu wahren. Finden wir also unter diesen Darlehenssuchern ganz abgefeimte Hyänen, die unter der Maske momentaner Not ihre Leiber auf den Markt tragen, so sehen wir gleichzeitig wirklich Elende darunter, die keine Maske vornehmen und die aus Verzweiflung auf die Gier reicher Männer spekulieren. In beiden Fällen bedauernswerte arme Wesen. Es bleibt aber nicht nur der Vorzug des weiblichen Geschlechtes sich auf diesem Geldmarkt um einiger Mark willen anzubieten, wir finden auch Männer darunter, die sich um dieselben geringen Preise „edeldenkenden", aber auch „liebevollen" Frauen zur Verfügung stellen. Es ist beinahe das beste, über diesen Abgrund sittlicher Verkommenheit Schweigen zu verbreiten.

Neben diesen verfänglichen Anzeigen finden wir natürlich auch solche, bei denen keinerlei sexueller

Hintergedanke zu erblicken ist. Da ist es eine arme Wöchnerin, die um Kurkosten bittet, dort die Tochter, die für eine kranke Mutter um ein Schärflein in der Not fleht. Hier eine Witwe, die um ihr einziges krankes Kind zu retten, die „unerschwingliche" Summe von 20 Mark erbettelt. Hier finden wir wieder einen vor der Exmission stehenden Handwerker, der seine Hand nach dem Strohhalm der Mildthätigkeit Anderer ausstreckt und der vor dem gänzlichen Untergange noch einmal seine Bitte um wenige Markstücke, die ihn retten können, in die Zeitung setzt. Hier findet man auch regelmäßig wiederkehrend den Studenten, der um den Hunger zu überwinden unter die Darlehnssucher ging; hier auch einen jungen Kaufmann, der seinen Gehalt angiebt, um seine Kreditwürdigkeit zu beweisen und der zu irgendeinem Zwecke auf einmal ein paar Mark braucht, die er auf anderem Wege nicht aufzubringen imstande ist. Selbstverständlich finden wir auch unter all diesen Motiven der Not, auch manchmal Motive, die nur dem Leichtsinne entspringen. Hier will eine junge Dame durchaus ein Rad besitzen. Da sie das Geld nicht besitzt, wendet sie sich an „edeldenkende Sportsfreude". Ebenso finden wir Geldgesuche zum Zwecke der Erlernung aller möglichen notwendigen und überflüssigen Künste.

Das Charakteristische an den Anzeigen dieser

Art ist, wie ich schon hervorgehoben habe, die Geringfügigkeit der Summe, um die es sich handelt. Will man ermessen lernen, welchen Wert das Geld besitzt, muß man diesen Teil der „Kleinen Anzeigen" täglich lesen. Hier kann man sehen, wie sich unzählige Menschen um verhältnismäßig kleine Summen vergeblich kümmern und sorgen und wie sie oft nur aus Verzweiflung, meist aus Nachahmungstrieb den Versuch machen, durch Anrufen der Oeffentlichkeit in den Besitz der erträumten Summe zu gelangen. Ja, hier kann man das Geld bewerten lernen und ersehen, wie oft dem Einen 20 Mark eine so unerschwingliche Zaubersumme ist, wie dem Andern kaum ein Million.

Die wahrscheinliche Zwecklosigkeit dieser Anzeigen habe ich oben schon angedeutet. Gewöhnlich werden diese Rubriken ja nur von denjenigen gelesen, die darin einen Trost finden, daß es noch andere Bedürftige giebt, und diese Leser sind es, die immer wieder die Spalten der kleinen Darlehenssucher füllen. Reden sie sich doch immer gerne ein, daß Einer von den Tausenden, die so ein Zeitungsblatt in die Hand bekommen, vielleicht bereit sein wird, die kleine Bitte zu erfüllen. Eine einleuchtende Rechnung, die aber so selten stimmt.

Es giebt in Berlin eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsvereinen. Unter diesen müßten

Leute gefunden werden, denen es zur Aufgabe gemacht werden sollte, jene Inserate nicht nur zu lesen, sondern sie auch zu prüfen, die Suchenden zu sich zu bescheiden, die Personen genau ins Auge zu fassen, ihre Verhältnisse zu ergründen und ihnen, wenn alles dabei mit richtigen Dingen zugeht, hilfreich an die Hand zu gehen. Solche Vereine würden durch diesen Teil ihrer Thätigkeit sich ein großes Verdienst erwerben. Sie würden wirklich verschämten Armen oft Hilfe bieten können und sie würden Personen, die gezwungen werden könnten, sich aus Not der Schande zu überliefern, als Retter beispringen können. Andernfalls wäre es ihnen möglich die Hyänen des kleinen Kapitalsmarktes zu entlarven, vor ihnen zu warnen und ihnen das erbärmliche Handwerk zu legen. Ob eine von unseren zahlreichen wohlthätigen Frauen wohl schon auf die Idee gekommen ist, ihre Thätigkeit auf das Gebiet der kleinen Dahrlehnsgesuche auszudehnen? Ich glaube kaum; und hier wäre doch ein so dankbares Feld, wo so vielfach geholfen und so vielfach genützt werden könnte.

Der Gerichtsvollzieher.

Strandgut! — Strandgut von den an den Klippen des Lebens gestrandeten Schiffbrüchigen, die in den Stürmen der Daseinskämpfe zu Grunde gegangen sind, und deren Trümmer hier auf den Markt gebracht werden, damit ihr Erlös die Rettungs- und Bergungskosten decke. Wer kennt nicht jene massenhaften Ankündigungen der Gerichtsvollzieher in den Spalten der großen Tagesblätter, worin diese die kauflustigen Menschen zur öffentlichen Versteigerung der Güter einladen, die den Gescheiterten kraft des Gesetzes, „im Namen des Königs" abgenommen wurden. Wer kennt nicht jene endlosen Listen, worin aller möglicher und unmöglicher Hausrat, Waren aller Art, vereinzelte Stücke und ganze Massen bestimmter Sachen aufgeführt werden. Der Gerichtsvollzieher ist ein großer Inserent, täglich hat er Gelegenheit, die Oeffentlichkeit zu jenen traurigen Opferfesten zu laden, wo man meist für wenig Geld, das Hab und Gut der Anderen erstehen kann. Wer möchte diese Anzeigen der staatlichen Vollstreckungsbehörde nicht mit geheimem Weh betrachten, wenn er sich bewußt ist, wieviel Leid, wieviel Thränen, wieviel zertrümmertes Glück einer

solchen Ankündigung in den meisten Fällen zu Grunde liegt. Einfach schwarz auf weißem Grunde repräsentieren sich auch diese Anzeigen und nur dem Sehenden offenbaren sie die thränenreiche Mischung, die ihnen zu Grunde liegt.

Das Gesetz ist hart, es muß hart sein, denn wenn es weichen Regungen zugänglich wäre, würde es keine Gewähr für eine korrekte Handhabe bieten. Es trifft den Armen wie den Reichen, den Gesunden wie den Kranken, den Jungen und den Alten, alle gleich. Und doch ist es nicht zu bestreiten, daß gerade die Gleichheit des Gesetzes die härtesten Wirkungen erzielt. Den Einen trifft eine gesetzliche Maßregel oft viel härter als den Andern, der gesunde und hoffnungsstarke Jüngling wird einen schweren Schlag, der ihm „von Rechtswegen" zu teil wird, gewiß leichter ertragen, wie der kranke, hoffnungsarme, alte Mann, der durch das Urteil oftmal sein ganzes Leben verliert. Man weiß das allerorten und resigniert muß man sich darein finden, da ein Ausweg vorläufig nicht zu erkennen ist. Nirgends aber wird die Härte des Gesetzes so häufig, so überwiegend, so grausam empfunden, wie in den Fällen, wo es sich um die Zwangsvollstreckung über das bewegliche Vermögen eines Schuldners handelt. Gewiß, es muß eine autoritative Macht geben, die Treu und Glauben im Verkehr der Bürger unter-

einander aufrecht erhält und die den Einen gegen die Uebervorteilung des Andern schützt, den Gläubiger gegen böswillige Ränke des Schuldners. Der Staat hat die Pflicht, das Hab und Gut seines Bürgers gegen List und Trug zu schützen und ihm beizustehen gegen die Gefahren, die ihm im öffentlichen Handelsverkehr drohen. Der Staat nimmt sich des Gläubigers an und zwingt den Schuldner, bis zur Grenze des Möglichen, seiner Verpflichtung gerecht zu werden. Ist denn aber der Schuldner nicht auch Bürger desselben Staates, ist dem Staate das Wohl des Einen nicht so ans Herz gelegt, wie das Wohl des Andern? Geht der Staat nicht zu weit in der Auslegung des Gesetzesbuchstaben, wenn er eine Existenz vernichtet um die andere zu erhalten, geht er nicht viel zu weit, wenn er noch dazu die Existenz des wirtschaftlich Schwächeren vernichtet, um dem Gläubiger, dem in der Regel wirtschaftlich Stärkeren zu helfen?... Der Gesetzgeber ist sich dieser Gefahren bewußt gewesen. Er hat eine Liste von Dingen aufgestellt, die dem Schuldner belassen bleiben müssen, ein gewisses Minimum von Luxus, Europäerzubehörs. Er hat dem Schuldner zugestanden, daß er zunächst gekleidet gehen müsse, ja sogar, daß er ein Festkleid haben müsse, daß er in einem Bette schlafen müsse, daß er an einem Tische essen, auf einem Stuhle sitzen und für eine zweite

Person noch einen Stuhl zur Verfügung haben dürfe. Er hat ihm zugestanden, daß ihm das Werkzeug, das er zum Erwerbe braucht, nicht weggenommen, daß ihm der Mundvorrat für einige Tage belassen bleiben müsse und daß er der Erbauungsbücher, die er in der Kirche braucht, nicht entbehren darf. Dieses Existenzminimum ist wenigstens eine Anerkennung, daß der Sünder, wenn er auch der Uebel größtes auf sich geladen, doch nicht auf das Niveau eines Höhlenbewohners hinabgedrückt werden darf. Aber diese Beschränkungen, die hier nicht vollständig angeführt sind, und im Gesetze noch einige Erweiterungen enthalten, sind nicht mehr genügend. Der moderne Mensch, der täglich draußen steht auf der Schanze und sich sein Dasein täglich neu erringen muß, braucht in der Regel mehr als dieses Minimum. Für Viele aber, ja für die Meisten, die da draußen im Kampfe stehen, wird ja dieses vom Staate anerkannte Minimum nicht einmal unter regulären Verhältnissen vorhanden sein. Es wird leider nur zu viele Menschen geben, die überhaupt kein eigenes Bett besitzen, die keinen Tisch ihr eigen nennen. Mit Schaudern lesen wir oft, mit wie wenig Comfort ein Mensch unserer Tage manchmal zu leben imstande ist. Aber gemach! Soll das Los der Unglücklichsten von den Unglücklichen das Schema bilden, nach welchem gemessen werden soll?

Es ist ein Jammer, daß ein großer Teil unserer Mitbürger kein menschenwürdiges Dasein zu führen in der Lage ist, soll das ein Grund sein, daß man Tausende, die ihrer ganzen Erziehung und Lebensgewohnheit nach an eine bessere Lebenshaltung gewöhnt sind, zu einem solchen beklagenswerten Dasein degradiert, weil sie einmal im Daseinskampfe unterlegen sind? Soll man ihnen die letzte Handhabe rauben, mittels welcher sie sich wieder in die Höhe arbeiten können? Es ist sonnenklar, daß einer, der vom Staate zu der in den Pfändungsvorschriften bestimmten Lebenshaltung verurteilt wird, gewissermaßen sein soziales Todesurteil über sich ergehen lassen muß, das ihn für immer niederwirft. Nur besonders starke Naturen werden dem Todesurteil zu entkommen wissen und werden sich vielleicht allmählich emporraffen können. Das Gros der Niedergeschmetterten wird liegen bleiben. In wessen Interesse geschieht dies denn? Im Interesse des Gläubigers doch zum geringsten Teile, denn dieser wird nur selten aus der Zwangsvollstreckung ganz befriedigt, noch seltener werden sämtliche Gläubiger eines Gescheiterten befriedigt. Die Hoffnung, jemals befriedigt zu werden, fällt gerade durch dieses Mittel weg, das angewandt wird, um Befriedigung zu schaffen. Im Interesse des Staates kann ein solches Verfahren am allerwenigsten liegen, denn die Allge-

meinheit hat kein Interesse daran, wenn eines ihrer Mitglieder vernichtet wird, wenn ihm die Mittel entzogen werden, für sich und die Seinen in einer seinen Gewohnheiten entsprechenden Weise zu sorgen. Alles Uebel, das der Allgemeinheit zugefügt wird, kommt gerade von jenen Deklassierten, die eine irregeführte staatliche Fürsorge aus den Kreisen, in denen sie zu leben gewöhnt waren, hinauswirft. Durch diese Operation wird nicht nur das gerade betroffene Glied lebensunfähig gemacht, der Fehler rächt sich noch in späteren Generationen, wenn der Mangel einer entsprechenden Erziehung, die Kinder jener Deklassierten ebenfalls zu Enterbten und Ausgestoßenen gemacht hat.

Die Gerechtigkeit, die blind ist, ist wirklich nicht mehr modern. Das ist auch so ein uns von den Alten überkommenes Erbstückchen, das nicht mehr in unsere moderne Welt hineinpaßt. Die Gerechtigkeit konnte, sie mußte blind sein, in den Zeiten, da die Menschen alle gleichwertig waren und sich nur in zwei Klassen sonderten, in Herren und Diener, welch letztere überhaupt von jedem Rechtsgenusse ausgeschlossen waren. Heute darf die Gerechtigkeit nicht mehr blind sein, sie müßte sehen, mehr sehen als jede andere Institution, tiefer hineinblicken als es die schematisierende Ordnung vermag. Ihre Vertreter müßten den Zusammenhang und die Ursächlichkeit aller

Dinge betrachten, in das innerſte Weſen der Erſcheinung hineinſehen und Röntgenſtrahlen müßten aus dem Auge der hehren Göttin Juſtitia ſtrahlen, ſtatt daß eine Binde ihr die Sehwerkzeuge hemmt. Unſer Leben iſt zu entwickelt, zu verwebt, die Fäden an denen es hängt, ſind zu ſehr verwirrt, als daß das blindlings dreinhauende Schwert der antiken Juſtitia noch Vorteile bringen könnte.

Der Staat in ſeiner Eigenſchaft als Vollſtrecker in Eigentumsangelegenheiten müßte dem wirtſchaftlich Schwächeren, alſo dem Schuldner, möglichſte Schonung zuteil werden laſſen; er müßte klar unterſcheiden ob Böswilligkeit, ob Abſicht oder Schickſalstücke im Spiele iſt. Er müßte den unverſchuldet ins Unglück Gekommenen ſchützen helfen, und ihm vor allen Dingen die moraliſche Kraft erhalten. Bleibt dieſe einem Menſchen erhalten, der aus ſeinem Heim getrieben und deſſen Mobiliar auf den Markt geſtellt wird, um von gierigen Hyänen um wenig Geld erbeutet zu werden! Vor der Schwelle des Heims müßte die Exekution des Staates halt machen. Die Heimſtätte ſei geweiht, wie bei den Alten der Tempel, wie im Mittelalter die Kirchen, die ſelbſt dem Verbrecher einen ſicheren Schutz boten. Man nehme dem Kaufmanne die Waren, dem Landwirt den Acker, wenn er in ſeiner Wirtſchaft das Gleichgewicht nicht zu erhalten vermochte, man be-

lasse ihm aber einen sicheren Zufluchtsort, der von keinem Gläubiger überschritten werden darf, sein Heim, die Pflanzstätte seiner Kinder, das Dach unter welchem er selbst, unter welchem seine an den Schicksalsschlägen unschuldige Familie Schutz sucht. Auch der Hinweis auf großen Luxus in den Wohnräumen sollte nicht einmal die Veranlassung geben, den Heimfrieden zu brechen. Eine weitgezogene Grenze nach oben könnte wohl hier denkbar sein, man verstecke sich aber nicht hinter Ansichten, die mit den Thatsachen nicht im Einklang stehen. Was heißt denn Luxus überhaupt? Ist der Luxus etwas Verbotenes, etwas Unrechtmäßiges? Nein, gewiß nicht! Der Klassenhaß besteht nicht aus dem Grunde, weil einzelne Klassen sich einem großen Luxus hingeben, sondern weil breite Schichten sich gar keinen Luxus leisten können. Der Luxus ist ein Bedürfnis für den modernen Menschen, ohne ihn ist unsere Kultur nicht denkbar und man kann unmöglich die Vogel-Strauß-Methode dahin zur Anwendung bringen, daß man einen Bürger, der in besseren Daseinsbedingungen zu leben gewohnt war, mit der Entziehung dieser besseren Lebensbedingungen bestraft. Man vernichtet ihn damit ebenso, wie jemanden, der an ein Gift gewöhnt ist und dem man es plötzlich entzieht. Auch die Psyche des Menschen ist gewissen Elementarbedürfnissen unterworfen, wie dessen Physis. Auch psychisch kann man töten und es muß gerade nicht

eine Axt oder ein Messer sein, das als Werkzeug verwandt wird. Man wird mir sicher mit dem Einwande kommen, daß es doch höchst unangebracht wäre, einen Schuldner inmitten eines teuren kostspieligen Mobiliars zu belassen, während ein armer Teufel von Gläubiger um sein Geld betrogen wurde. Ich möchte diesen Einwänden damit die Spitze abbrechen, daß ich eben eine sehende Gerechtigkeit verlange, die die Fälle unterscheidet und die den Böswilligen vom Unglücklichen sondert. Ist die Böswilligkeit nicht erwiesen, dann sehe ich nicht ein, warum der Umstand, daß einer ein paar kostbare Möbel sein eigen nennt, genügen sollte ihn auf die Straße zu setzen, von den Smyrnateppichen auf die Holzdiele irgend eines Asyls. Wem würde mit der Zerstörung des Heims denn genützt? Ich erwähnte schon, am allerwenigsten den Gläubigern, noch weniger der Allgemeinheit. Ganz sicher würde aber allen genützt werden, wenn man den unschuldigerweise Verschuldeten in seinem Heim läßt und es ihm dadurch ermöglicht, innerhalb des ihm vertrauten sozialen Milieus weiter zu arbeiten. Er wird sich schneller in die Höhe ringen, sicherer als im Falle einer Vernichtung dieses Heim. Der Gründe, die dafür sprechen, daß man vor der Schwelle der Wohnung jedes Bürgers Halt machen müßte bei der Eigentumsexekution, gebe es noch mannigfache, sie lassen sich gar nicht alle in Kürze anführen.

Nicht zum geringsten wäre dabei in Betracht zu ziehen, daß das jetzige Auktionsverfahren, weit davon entfernt ein nützliches zu sein, geradezu ein schädliches geworden ist, das nach verschiedenen Richtungen hin seine Nachteile geltend macht. Es verhilft den Gläubigern in den wenigsten Fällen zu ihrem Gelde und entwertet die Gegenstände auf ein Minimum. Es erzieht außerdem ein Geschlecht von Hyänen, das geradezu den Auswurf der Menschheit bedeutet. ... Die Versteigerungen finden öffentlich statt und der Verkauf soll an den Meistbietenden vor sich gehen. Dies wird verlangt, weil man damit bezwecken will, daß jeder Gegenstand auch denjenigen Preis erzielt, den er an Wert besitzt, daß das Publikum den zu versteigernden Sachen nähertritt und jeder das dafür zu zahlen anbietet, was es ihm wert erscheint. Es wird derjenige, dem eine Sache am meisten wert ist, diese als Besitzer nachhause tragen können. Steht nun die breite Oeffentlichkeit den Gegenständen gegenüber, so wird sich der wirkliche Wert selbstthätig regulieren. So ist etwas ganz gut gedacht und auf dem Papiere auch durchgeführt, nur wird es durch die Thatsachen in Wirklichkeit in das Gegenteil verkehrt. Die Oeffentlichkeit ist nicht vorhanden und das Meistgebot wird unterdrückt! Eine Gilde von Althändlern hat sich der Versteigerungen bemächtigt. Sie haben einen Ring unter-

einander geschlossen, so daß sie sich gegenseitig nicht überbieten. Bei dem geringen Gebot, das einer unter ihnen macht, bleibt es. Höchstens wird nur, um das Auffallende zu verdecken, ein wenig mitgesteigert. Mischen sich unberufene, nicht zum Ringe gehörige Leute hinein, erscheinen also die Vertreter der breiten Oeffentlichkeit, auf die der Gesetzgeber gerechnet, dann werden diese von dem vereinten Ring überboten und die Preise werden so in die Höhe getrieben, daß der Privatmann zurückweichen muß. Man müßte glauben, daß das ja der Beweis wäre, daß die Gegenstände doch noch gute Preise erzielen. Nein, das ist nicht der Fall. Im Publikum ist dieser Tric des Händlerringes bekannt. Es geht schon deshalb Niemand auf eine Auktion, weil er weiß, daß er dort nicht preiswert kauft, sondern von den Händlern in die Höhe getrieben wird. Außerdem treibt diese Gilde ihr Handwerk so unverschämt, daß sie jedem, der nicht zum Ringe gehört, gleich droht. den Kauf unmöglich zu machen. Sie proponieren ihm dann, gegen einen kleinen Betrag den Ring zu kaufen, das heißt, dessen Mitbieten zu verhindern. Der Handel ist sehr vorteilhaft für den Privatmann und er geht, ohne sich darüber besonderen Reflexionen hinzugeben, gewöhnlich darauf ein. Der Ring schweigt dann und der Privatmann behauptet wieder allein das Feld — von des Ringes Gnaden.

Den Nachteil aber hat nur der arme Schuldner, dessen Gegenstände entwertet werden. Bei diesem Vorgange ereignet es sich natürlich oft, daß die zu versteigernden Gegenstände nicht einmal die Kosten des Verfahrens decken, daß der Gläubiger nicht nur nichts bekommt, sondern noch erhöhte Kosten hat und daß der Schuldner seine teuer erworbenen Möbel losgeworden ist. Durch die Zeitungen ging vor einiger Zeit die Notiz, daß eine arme Witwe, die außerstande war, ihre fällige Miete zu bezahlen, sich von ihrem einzigen Wertstücke trennte, und ihre Nähmaschine einem Gerichtsvollzieher zur Versteigerung gab. Der Händlerring hat für die häufig vorkommenden Gegenstände schon eine feststehende Taxe, so zahlt er für eine komplette Nähmaschine nur 15 Mark, wenn aber nur eines der kleinen Nebenteile bei einer solchen Maschine fehlt, so wird diese als „unvollständig" bezeichnet und bietet der Ring, da die kleinen Teile neu ersetzt werden müssen, nicht mehr als 5 Mark. Die Nähmaschine der armen Witwe wurde daher dem Bieter mit 5 Mark zugeschlagen. Ungefähr ebensoviel mußte die Witwe dem Gerichtsvollzieher, dem Transporteur u. s. w. an Kosten bezahlen. Sie war ihre Maschine los und konnte dennoch ihre Miete nicht bezahlen. Dieser Fall illustriert zur Genüge, das heutige Auktionsverfahren. Er zeigt aufs drastischste, wie der Staat die Gegenstände entwertet, wenn er seine Hände

darauf legt und wie demnach der in der Notlage befindliche Schuldner mit ungeheuren Wucherzinsen seine Schuld bezahlen muß. Die Gerichtsvollzieher kennen bereits die Kurse auf dem Auktionsmarkte und gedrungenermaßen sehen sie sich veranlaßt, bei der Pfändung darauf zu achten, daß der Wert der zu pfändenden Gegenstände zu der Summe, die vollstreckt werden soll, gewöhnlich im 12- bis 15fachen Verhältnisse steht.

Man werfe einmal einen Blick in ein solches Auktionslokal, in die großen Berliner Pfandkammern, wo jeden Tag die wertvollsten Einrichtungen zur Versteigerung kommen und man wird begreifen, wieso die breitere Oeffentlichkeit sich von den Versteigerungen zurückhält. Die Menschen, die dort ihr Wesen treiben, die Auktionshyänen, wie der Volksmund sie bezeichnet, haben nur den Namen von Menschen, thatsächlich scheinen sie eher Tiere zu sein, in jedem Falle sind sie durch das erniedrigende Handwerk, das sie betreiben, auch äußerlich wie innerlich, in einer Weise degradierte Geschöpfe, daß es einen anständigen Menschen anekelt, in ihre Nähe zu kommen. Ich sagte vor Jahren darüber in einem anderen Buche Folgendes: „Wenn man sich dieses Gelichter näher ansieht, so erhält man den Eindruck, daß dasselbe jeden Augenblick bereit wäre, die Gräber aufzuwühlen, um die Schmuckgegenstände

der Verstorbenen zu rauben, selbstverständlich nur gegen Pacht und obrigkeitliche Bewilligung, denn selbst zum Verbrechen wäre es zu feig. Es ist dies eine Horde zahmer Verbrecher, die jederzeit bereit ist, auf den Lücken des Gesetzes Raubbau zu treiben." Nur ein Hogarth wäre imstande, das Widerliche solcher Auktionsscenen darzustellen, diese Menschen zu schildern, die hier unter den Augen des Staates einen offenbaren Wucher treiben, einen klarliegenden Betrug ausüben. Das ist die moralische Seite des modernen Auktionswesens, die zu Betrachtungen Anlaß giebt und die erwägen läßt, ob man an moralischer Verwilderung hier nicht mehr Schaden anrichtet, als man an materiellen Vorteilen, wenn überhaupt solche zu erzielen wären, gewinnen könnte. Man sehe doch nur diese alte Vettel, wie sie sich in den Lehnstuhl schmeißt und mit kreischender Stimme ihr Gebot in die Menge ruft. Wie sie mit fettigen Fingern in einer Kiste voll kleiner Nippes kramt und verächtlich manches kleine Sächelchen beiseite wirft, an dem einmal ein Auge mit Freuden hing und das eine liebe Erinnerung für Glücklichere gewesen. Und hier das Diebsgesicht, das mit einem verstohlenen schlauen Blick den Stoff eines Rockes befühlt, der seinem Eigentümer einst in besseren Tagen als Festrock gedient haben mag. — — — —

— Alle Hilfsmittel sind erschöpft. Man hat ge-

borgt, solange man borgen konnte. Es giebt nichts mehr, und zu dem äußersten Mittel zu greifen ist man zu stolz. Arbeiten, — ja, auch an Arbeiten hat man gedacht. Doch man ist nicht geübt und wenn man auch die ganze Nacht zur Hilfe nimmt, es kommt nichts heraus mit der Stickerei. Morgen ist die Miete fällig. Die alte Frau, die vor wenigen Wochen ihren Gatten verloren, steht zum ersten Male der bitteren Not gegenüber; zum ersten Male, seit der Führer durchs Leben ihr so jäh entrissen wurde. Neben ihr die beiden erwachsenen Töchter, in tiefem Schmerz. Alle drei sticken emsig an Handarbeiten, die morgen Früh geliefert werden sollen. Eine ganze Woche arbeiten sie daran und der Erlös wird kaum ausreichen, sie zwei Tage zu ernähren. Die Tage vergehen, die Not wird größer. Der Wirt macht kurzen Prozeß. Ein Hauswirt braucht kein Herz zu haben, er hat die Redensart für sich, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört. Er beruft sich auf die blind und mechanisch wirkende Maschine des Kapitals, das seine Zinsen fressen will und wenn es dieses Futter nicht erhält, wild wird. Er folgt dem Drucke des Hypothekengläubigers, und der Hypothekengläubiger ist kein Mensch, sondern eine Institution. Der Hauswirt braucht also nicht menschlich zu sein. Die Exmissionsklage geht ihren Gang und das Damoklesschwert der Exmission schwebt über dem Haupte der unglücklichen Familie.

Eines Morgens um 7 Uhr klingelt es stark. Der Wirt erscheint und an seiner Seite der blaue Mann mit der ernsten Miene und unterm Arm die dicke Mappe. Die Exmission geht vor sich. Die Familie wird veranlaßt, nur mit dem notdürftigsten bekleidet, sofort die Wohnung zu verlassen und alles andere, alles dazulassen. Das ist unmöglich, denkt die Mutter, „man wird mir doch Zeit lassen, wenigstens alles zu ordnen, die wertlosen Sachen mitzunehmen, die notwendigsten.“ Der Hauswirt zuckt mit der Achsel, der Gerichtsvollzieher beruft sich auf das Gesetz und fügt nachdrücklichst hinzu, daß er unter sofort ungefähr drei Minuten verstehe. „Aber Kaffee werden Sie mich doch trinken lassen, er steht doch bereits auf dem Tische . . .“ Nein, auch das nicht. Mutter und Kinder sehen sich entsetzt an. Es ist ihnen unfaßbar, daß es solche Vorschriften geben könne. Sie wollen, sie können es nicht glauben. Der Gerichtsvollzieher bleibt ernst und fertigt das Protokoll an. In entsetzter Bestürzung kleiden sich die drei Frauen an. Sie sind nicht einmal frisiert, die Haare hängen ihnen wild zerzaust herab, aber es ist keine Zeit mehr. Die Angst hat sie erfaßt. Sie stehen da und warten auf den Beamten, der ihnen das Protokoll zum Unterschreiben vorlegt und dann hinaus aus ihrem eigenen Heim. Hinter ihnen der Wirt und dann der Beamte. „Den Kanarienvogel,“ ruft die eine Tochter, „meine Briefe“, — — „ein Andenken an den Vater,

sein Bild", ruft die andere Tochter, der Beamte macht eine abwehrende Bewegung, weist die Flehenden an, ihre Wünsche bei Gericht anzugeben, er selbst dürfe sich auf nichts einlassen. Der Schlüssel dreht sich im Schlosse, einmal, zweimal — der Gerichtsvollzieher steckt ihn ein, die Frauen bleiben auf der Treppe stehen, bei dem Geräusche des Schließens hat sich das stumme Entsetzen gelöst, daß sie befallen hatte, ein entsetzlicher Weinkrampf überfällt sie, schreiend sinkt die Mutter der Tochter in die Arme. Der Wirt sucht sie zu beruhigen, benützt aber den ersten ruhigen Moment um sich zu drücken; er schämt sich, will es aber nicht zeigen. Der Akt der Exmission war für ihn peinlich, aber er ist an solche Auftritte gewöhnt. Er zuckt die Achseln: „Das Kapital verlangt es so." Langsam gehen die drei Frauen die Treppe hinab und unten bleiben sie erschütternd stehen, starren in das Getriebe draußen hinein. Wohin? Wie entsetzlich ist ihnen die Welt jetzt, wo sie zum erstenmale ohne irgend ein Plätzchen dastehen, das sie in dieser Welt ihr Eigen nennen können. Kein Heim, kein Obdach. — — — — —

In den Spalten der Zeitung findet man alsdann in wenigen Tagen das genaue Inventar der Wohnung jener armen Witwe. Alles ist getreulich aufgeführt. Der Kanarienvogel sogar. Jeder Nippesgegenstand. Der chinesische Fächer an der Wand, die Vase mit dem Palmenwedel, der Perlvorhang und Papas

Bücher. Ihnen ein Heiligtum, das jetzt profaniert werden soll. Und hier der große Stuhl, in dem der Vater starb, der Stuhl, den sie so gerne aufgehoben hätten. Es nützt nichts. Sie sind allein und verlassen, es findet sich niemand, der ihnen hilft. Wozu auch helfen. „Wozu braucht die arme Witwe eine Wohnung, wenn sie sie nicht bezahlen kann; sie soll sich mit ihren drei Töchtern, die ja arbeiten können, ein Zimmer mieten, und sie wird sorglos leben." So oder ungefähr ist der Gedankengang der rohen Welt. Daß mit diesen Gegenständen das Leben so innig verknüpft ist, daß wir mit diesen Gegenständen vertraut, ja verwandt werden, daß wir zu ihnen wirkliche Beziehungen unterhalten, das wissen die da draußen nicht, die da klug reden haben. Wir sind mit all diesen Stücken, die uns jahrelang umgeben, befreundet, wir führen eine, wenn auch stumme, aber umso lebhaftere Unterhaltung mit ihnen, wir lieben sie, und freuen uns, wenn wir sie nach langer Zeit wiedersehen. Man reißt uns Freunde weg, lebende Wesen, wenn man uns unsere liebgewordenen Gegenstände raubt. — — — Und einige Tage später, sitzt im Pfandhause ein altes dürres zahnloses Weib, auf dem Stuhl, auf dem der Vater starb, und lacht sich eins über die Witze, die ein blöder Bengel eben mit dem etwas altmodischen Hut macht, den Vater trug, als er noch gesund und rüstig war. Er stülpt

sich ihn auf den Kopf und tanzt damit herum, einige Zoten singend. Da kommt der Kanarienvogel unter den Hammer. Die Vettel strampelt ihre Beine hoch vor Lachen, daß man die zerrissenen blauen Strümpfe sieht und bietet: Eine Mark! Der Vogel wird ihr samt dem Bauer zugeschlagen!! —

Familien-Anzeigen.

„Wer hat sich verlobt?“ Neugierig stellt der Backfisch diese Frage, neugierig die herangewachsene Jungfrau, und nicht minder neugierig die Frau, in den „besten Jahren“. Mag da in der Zeitung noch so viel Wichtiges und Ernstes, Trauriges und Sensationelles enthalten sein, für viele, sehr viele der Zeitungsleserinnen ist das wichtigste auf jener Seite enthalten, wo die Familienanzeigen, die Verlobungen, Vermählungen, Geburten und Todesfälle aufgeführt sind. Bei sehr vielen dieser Damen bleibt das Interesse, das sie der Publizistik entgegenbringen, überhaupt auf diese Abteilung der Anzeigen beschränkt. Ist es doch etwas so anziehend Schönes für sie, zu erfahren, was sich in dem Kreise, in dem sie leben, verändert hat. Was zwischen Geburt und Grab Neues sich creignet hat. Ob kein guter Be-

kannter unter den Glücklichen oder Unglücklichen zu finden ist, die in jenem Teile der „Kleinen Anzeigen“ so dicht nebeneinander stehen.

Die meisten Ueberraschungen bieten in der Regel immer die Verlobungsanzeigen, denn von ihnen weiß man vorher nichts. Die Vermählungen überraschen weniger, da man ja durch die Verlobung schon erfahren hat, daß sich das Paar vermählen wird, die Geburten überraschen auch nicht, weiß man doch, daß der Lauf der Dinge solche Erscheinungen zu zeitigen pflegt und nur durch den Tod des einen oder andern guten Bekannten wird mancher noch in recht unangenehmer Weise überrascht. Die freudigste, die größte Ueberraschung bleibt doch immer bei jenen Anzeigen, wo zwei bisher fremde Menschen, die noch ganz verschiedene Namen tragen, es nun auf einmal urbi et orbi verkünden, daß sie sich fürs Leben zu vereinigen gedenken. Die Vorbereitungen zu einem solchen Entschlusse bleiben den weiteren und sehr oft auch den allerengsten Kreisen verborgen bis die Bombe eines Tages öffentlich platzt. Dann ist es aber auch der natürlichste Wunsch der Glücklichen, es aller Welt kund und zu wissen zu thun, was man solange im brennenden Busen verschlossen hatte. Dann lesen es die Freundinnen, die Freunde, die abgeblitzten Verehrer von früher; da giebts dann den bekannten hellen Aufschrei der Ueberraschung, der in sehr vielen Fällen

mit einer kleinen Dosis Neid gemischt ist. Namentlich wenn eine jüngere Freundin der älteren vorangeht, oder wenn eine kleine Else oder Lore einen reichen Bräutigam wegfängt. Aber der Neid wird unterdrückt, man setzt mit der guten Toilette das herzgewinnende Lächeln auf und eilt beglückt zur Braut, diese herzinnigst küssend, wie es eben die Weihe des Augenblickes verlangt. Manche alternde Jungfrau zieht sich aber bei der Lektüre einer Verlobungsanzeige aus ihrem Bekanntenkreis schmollend und weinend in ihr Kämmerlein zurück, nachdenklich darüber sinnend, wann wohl ihr die Stunde schlagen wird, wo „endlich kommt der Freier Dein," wie es in dem bekannten Volksliede heißt. Und weiter heißt es dort: „Und das Mägdlein emsig spann, niemals kam der Freiersmann." — — — — —

Der Verlobung folgt die Vermählung. Die bekannten und engeren Freunde wissen genau, wann die Vermählung stattfindet, die Zeitungsnachricht ist nur für die weiteren Kreise des Verkehrs bestimmt. Man schaltet sie nicht sofort nach der Trauung ein, sondern erst viel später, wenn man von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, oder wenn im allgemeinen der Zeitpunkt erschienen ist, das neue Glück der Beiden auch weiteren Kreisen zu Gesicht zu bringen. Man gestattet dem Publikum den Zutritt zum neuen Heim, zu der neuen gesellschaftlichen Einheit, die das junge Paar

geworden. Die Vermählungsanzeige ist weiter nichts als ein konventioneller Akt, eine Mitteilung, daß man aufgewacht ist aus den süßen Träumen der Honigwochen und daß man fernerhin „ohne anzuklopfen herein"-treten darf. Man zeigt sich dem Volke, man will gesehen werden und fernerhin im gesellschaftlichen Verkehr als eine wohl zu respektierende Firma gelten. Die Eintragung in das Register der Gesellschaftsteilnehmer ist mit der Vermählungsanzeige erfolgt.

Die Geburtsanzeige, wie sie in unseren heutigen Zeitungen so üblich ist, kannte man früher nicht. Sonst müßte es viel Spaß machen, in alten vergilbten Blättern die Anzeigen aufzusuchen, wo sich die Eltern eines nachmals berühmten Mannes die Ehre geben, dessen Geburt zu verkünden. Man hatte sich früher auf die Kirchenbücher beschränkt, und die daraus veröffentlichten Auszüge im Amtsblättchen vertraten die Stelle jener Anzeigen unter den Familiennachrichten. Spätere Generationen werden das in solchen Fällen bequemer haben und werden sich das Vergnügen machen können, das Zeitungsblatt aufzustöbern, worin die p. t. Eltern einem löblichen publico die erfreuliche Nachricht zuteil werden lassen, daß der jetzt so berühmte Staatsburger angekommen ist.

Warum man eigentlich den Familienzuwachs anzeigt? Thut man es, um damit zu prahlen,

man es, um wirklich seiner Freude Ausdruck zu geben. Ist es wirklich so wichtig, wenn die Welt draußen weiß, die Æ.sche Familie besteht jetzt aus einem Mädchen mehr, oder aus einem Knaben mehr. Die Wenigen, die sich wirklich dafür interessieren, werden der Thatsache mit unverkennbarer Neugierde entgegensehen, sie werden auf direktem Wege unterrichtet. Setzt man die Geburt in die Zeitung, um die Menge der faden konventionellen Glückwunschsschreiben zu erhalten? Fast scheint es so. Aber die Eltern sind bei der Geburt des Kindes oft sehr guter Stimmung, der Text der Anzeige verrät dies zumeist, und dieses Moment mag für die Ankündigung der Geburten von Entscheidung sein.

Manchmal liest man aus den Anzeigen ordentlich schon Trompeten- und Paukenton heraus, die „Hurras" mischen sich drein und oft wird die Mitteilung so fett gedruckt, daß man bei deren Anblick meint, Böllerschüsse zu vernehmen. Bald ist die Abfassung der Annonce so feierlich und zärtlich, daß man ordentlich gerührt wird. Hier ist es die Gattin, die den Gatten beschenkte, dort ist es der Gatte der dem Herrn der Heerscharen für das Kindlein dankt, dann wieder die weniger feierliche Form eines Ausrufes „Hurrah, ein Junge ist da", oder „Der sechste Junge!" u. s. w. Da solche Mitteilungsformen die Mehrheit bilden, ist nicht schwer anzunehmen, daß die Ge-

burtsanzeigen in den meisten Fällen nur so eine Art Jokus sind, mit dem man vor die Oeffentlichkeit tritt.

Die Familienanzeige ist so richtig die Weltgeschichte des Philisters. Sein Leben und Streben wird darin der Gegenwart mitgeteilt und er dünkt sich schon ein großer Mann, wenn er der Reihe nach alle Stufen der Familienanzeigen ehrlich durchläuft, wenn nach seiner eigenen Geburtsanzeige, die Verlobungsanzeige folgt, alsdann die Vermählungsanzeige, die Geburtsanzeigen seiner Kinder, die Verlobungsanzeigen seiner Kinder, die Anzeigen, die ihn zum Großvater stempeln und dann seine eigene Todesanzeige. Das ist der gerade Lauf, den er zu durchlaufen hat und den er ehrlich und treu erfüllt. Es sind in diesen Anzeigen die größten Ereignisse seines Lebens festgehalten und verkündet, für ihn die größten Ereignisse der Welt überhaupt. Es sind dies die Momente, wo er vor sein Volk tritt, das hier durch ein entsprechend kleines Segment repräsentiert wird und wo sein Name öffentlich genannt wird. Sonst nie im Leben, nur hier und nie wieder. Kein Wunder, daß dieser Philister und seine Geistesgenossen in diesen Familienanzeigen die Chronik der Geschlechter erblicken, die Chronik der Welt, in der sie sich bewegen, die Markſteine ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit. —

„Geburt und Grab ein ewiges Meer", sagt

Dichter und ich habe das Grab vergessen, jene Familiennachrichten, die mit den Nachrichten der Freude durch die Gnade des Metteurs so nahe zusammenstehen, daß man meinen müßte, die einen müssen bei den andern Aergernis erregen. Die Verlobten und die Vermählten müssen in ihrer Freude beeinträchtigt werden, wenn sie so nahe neben sich das memento mori der Todesanzeigen erblicken und die Verkünder der Todesnachrichten müßten in ihrer Trauer gestört sein, wenn sie dicht bei diesen Mitteilungen, die Fanfaren der Freude hören und den Jubeltanz der sich Findenden, der sich Verbindenden und des Elternglückes. Aber so nahe beieinander wie auch hier die Mitteilungen rubriziert sind, so weit auseinander stehen die Dinge, denen sie dienen sollen. Sie sehen sich gegenseitig nicht. Die Verlobten sehen die schwarzen Trauerränder nicht, und wenn sie sie sehen, lassen sie sich in ihrem Glücke nicht stören, und die Trauernden sehen die Lachenden nicht, und auch sie lassen sich in ihrer Trauer durch das Lachen des jungen Glücks nicht beeinträchtigen. Das Schicksal stattet den Menschen im geeigneten Augenblick mit einer Dickfälligkeit aus, die ihn unzugänglich macht gegen andere Gemütsstimmungen als diejenige ist, die ihn gerade voll beherrscht. . . .

Die Weltgeschichte des Philisters nannte ich diese Familienanzeigen, die Tonleiter der Geschicke des

Durchschnittshans und der Durchschnittsgrete. Aber geben diese Familienanzeigen auch wirklich ein Bild des Werdens und Vergehens des zeitgenössischen Geschlechtes, richten sie unsere Augen wirklich auf die Kommenden und auf die Abgehenden, auf die Werdenden unserer Zeitgenossen, bieten sie uns den Spiegel unseres Volkslebens? Mit nichten! Welch winzig kleiner Teil ist das, dessen Familienentwicklung in den Zeitungsannoncen der Welt verkündet wird. Wo sind die Hunderttausende, die werden und vergehen, von denen kein Mensch etwas erfährt, um die sich niemand bekümmert? Welch eitle Einbildung, zu glauben, daß man in diesen Familiennachrichten das Glück und Ende unserer Mitbürger erfährt. Gerade in der Beschränkung der Zahl dieser Anzeigen liegt eine bändereiche Sprache. Wie wird uns gerade in dem Umstande, daß nur einige Erwählte unter uns des Lebens Feste und Trauerfälle im Kreise einer größeren Gemeinschaft feiern und beklagen können, während die große Schar der „Auch-Menschen" abseits vom Wege steht und die Zufälle des Schicksals für sich trägt, ohne daß das Interesse dafür weiter erweckt wird als bis zum nächsten Hause, und oft kaum bis dahin. Der kleine Erdenbürger erscheint dort unbegrüßt und unbeachtet, und verbringt seine Jugend ohne Pflege und Sonnenschein, auf staubigen Höfen, in muffigen

s jeder Neuankömm-
ɔt er. Man verſcharrt
einen am Grabe, der
orte. Die Nachbarn
oſſen, und dann iſts
ab und um das Haus
en kümmert es nicht.
:n! Sie bringen uns
ɛ unſer ganzes Fort-
as bischen Errungen-
ı ganz erbärmliches
ie paar Philiſter, die
n feierlich regiſtrieren
eugenſchaft aufrufen,
Fortſchritt. Und das
eits ſteht, das hat ſich
durchzuläutern, bis
ch verſchollen Dahin-

auf, daß die Geiſtesh
immer Hausbeſitzer
ſtadt geboren war u
punkte der Mietskaſe
mals nicht begreifen
genen Häuſer bewoh
dernen Großſtadt faſ
keit waren. Von
Biographien ſelten et
ich einſehen, daß ni
ſtädten beſteht und
Millionenſtädten dc
Landſtädten der Geg
ſtark unterſchieden iſ
Zunahme von Einı
Bürger einer Stadt
Stadt, um ſo kürzer
keit der Mieter ſein
iſtik über die Häı
doch dürfte es nicht

Biographieen der deutschen
berühmter Männer las, fiel
auf, daß die Geistesheroen de
immer Hausbesitzer waren.
stadt geboren war und die
punkte der Mietskaserne aus
mals nicht begreifen, wieso
genen Häuser bewohnten, un
dernen Großstadt fast völlig
keit waren. Von Uebersie
Biographien selten etwas zu l
ich einsehen, daß nicht die
städten besteht und das We
Millionenstädten von den
Landstädten der Gegenwart
stark unterschieden ist. Es
Zunahme von Einwohnern
Bürger einer Stadt abnim
Stadt, um so kürzer die Da
keit der Mieter sein mag. E
tistik über die Häufigkeit
doch dürfte es nicht übertrie

Durchschnittsdauer der Mieterseßhaftigkeit in einer Stadt wie Berlin, mit höchstens einem Jahre beziffert.

Dieser vielfache Wohnungswechsel hat natürlich seine triftigen Gründe, die tief in dem sozialen Unterbau der Gesellschaft wurzeln. Nur in der Großstadt ist der Wert von Grund und Boden gewaltigen Schwankungen unterworfen, so daß die Mietspreise rasend in die Höhe schnellen. Die Veränderung des Mietspreises ist natürlich die Hauptursache des Wohnungswechsels. Bei der raschen Entwickelung Berlins ereignete es sich vielfach, daß ganze Stadtgegenden erstanden, die natürlich im Anfangsstadium einen geringeren Mietspreis aufwiesen, als später, wenn das Stadtviertel ausgebaut und vollständig bewohnt war. Die rasche Bauthätigkeit brachte es mit sich, daß man, um die Mieter überhaupt in die völlig neue und noch unwirtliche Gegend hineinzuziehen, sehr billige Mieten aussetzte, um diese dann in die Höhe schnellen zu lassen, bis das Haus voll vermietet, die Gegend mittlerweile eine wirtlichere und die Verbindung mit dem Stadtcentrum eine bequemere geworden ist. Diese in schnellem Tempo erfolgende Steigerung der Mieten, hat natürlich einen gehäufteren Wohnungswechsel zur Folge. Die Leute, die sich zu höheren Mietspreisen nicht einverstanden erklären, müssen ihre Bündel

schnüren und weiterziehen. Sie entfernen sich immer weiter vom Stadtcentrum und sind dadurch die Pioniere für immer neue Gegenden, die durch ihren Zuzug in gewissem Sinne erst urbar gemacht werden. Andererseits hat die Zunahme der Geschäftsbetriebe die sich vielfach der Etagen bemächtigen, und die durch ihre höheren Mietezahlungen die die Privatbewohner aus diesen Etagen vertreiben, dazu beigetragen, daß ein rascherer Wohnungswechsel entstand. In der Berliner Friedrichstadt befanden sich noch vor 15 Jahren nur sehr wenige Engros-Geschäfte, während heute die Friedrichstadt beinahe die City des Großhandels geworden ist. Die Mieter werden immer mehr und mehr aus dem Stadtinnern in die Außenstadtteile vertrieben.

Befördert wird diese Uebersiedelungswut durch die durch das Bedürfnis hervorgerufenen bequemen Uebersiedelungseinrichtungen. Es ist keine so große Umwälzung mehr, wenn man eine Wohnung wechselt. Die Preise einer Uebersiedelung fielen in dem Maße, als die Uebersiedelungen an Zahl zugenommen haben. Geübtes Trägerpersonal, das mit den Sachen umzugehen versteht, wurde herangebildet, und mit einer Fixigkeit wird das Mobiliar aufgeladen und wieder abgeladen, daß man oftmals in einem Tage in einer neuen Wohnung fix und fertig installiert sein kann. Der alte Franklin-

sche Lehrsatz, daß dreimal umgezogen gleichbedeutend sei mit einmal abbrennen, hat schon längst seine Richtigkeit verloren. Der normale Großstädter ist durch die Verhältnisse der Großstadt ein Nomade geworden und hat es verstanden, dieses Nomadentum mit allem Komfort der Neuzeit bequem und sicher einzurichten.

Mit der Leichtigkeit des Uebersiedelns stieg jedoch ein anderer Uebelstand: Das Finden der richtigen Wohnung. Je mehr gebaut wurde, je mehr die Auswahl wuchs und je mehr der Komfort in den Bauten in die Höhe stieg, um so größer wurde die Qual der Wahl, um so schwieriger wurde das Auffinden der geeigneten Wohnung, die die meistgrößte Garantie für die möglichst lange Seßhaftigkeit bot. Das Wohnungssuchen ist der Uebel größtes und man wäre versucht, es als eine Erfindung des Teufels zu betrachten. Gewiß haben Wohnungszeitungen und Wohnungsagenturen sich dieses Uebelstandes bemächtigt und durch ihre den Suchenden zu gewährende Unterstützung, ein ganz erhebliches Geschäft herausgeschlagen. Aber nicht für alle Fälle ist das Suchen durch diese Behelfe anwendbar, und immerhin erleichtert es wohl das Suchen, aber es beseitigt diese Kalamität nicht. Um die entscheidende Wahl zu treffen, heißt es dennoch treppauf treppab zu steigen und die angebotenen Wohnungen per-

sönlich in Augenschein zu nehmen. Da stellt es sich nun heraus, daß die Wirklichkeit den Anzeigen selten entspricht, daß zwischen schriftlichem Angebot und der Wirklichkeit immer ein großer Unterschied besteht. Man ist also mehr oder weniger dennoch immer in die Zwangslage versetzt, von Haus zu Haus zu wandern und nach den ausgehängten roten Zetteln die Wohnungen in Augenschein zu nehmen. Die absichtliche Rätselhaftigkeit dieser Aushängezettel bringt es mit sich, daß man meist ganz ungeeignete Wohnungen besichtigt und also auf der Mietssuche frühzeitig ermüdet. Die Wirte wollen, daß der Suchende die Wohnung in Augenschein nimmt, ehe sie mit dem Preise herausrücken. Sie leben der Ueberzeugung, daß sich mancher Ermüdete zu einem Preise verstehen wird, wenn ihm die Wohnung sonst gefällt, den er vorher nicht die Absicht hatte, zu bezahlen. Sie wollen also durch den an den Zetteln stehenden Preis die Schar der Suchenden nicht abschrecken. Manchmal muß man, ehe man überhaupt zu einer nur irgendwie erläuternden Mitteilung über die zu vermietende Wohnung gelangt, mehrere Treppen zu dem Vicewirt emporsteigen, um dort zu erfahren, daß die Wohnung für die vorliegenden Verhältnisse absolut ungeeignet ist. Im Tage mehrere Male so eine unnötige Treppenwanderung reibt bald den stärksten Mann auf, wie erst die Frauen, denen das

Wohnungsuchen in der Mehrzahl der Fälle obliegt.

Auch in die kleinen Anzeigen der Zeitungen hat das Wohnungsangebot und die Nachfrage nach Wohnungen einen breiten Raum eingenommen. Doch bringt es die Natur der Sache mit sich, daß nur große und teure Wohnungen darin angezeigt werden. Die Nachfrage nach billigen Mittelwohnungen oder gar nach kleinen Wohnungen ist so groß, daß die Wirte die Kosten der Zeitungsannonce sparen können und auf etwaige Wohnungsgesuche gar nicht Offerte abgeben. Ein Zettel genügt in den meisten Fällen, um solche Wohnungen in wenigen Tagen zu vermieten. Das Elend der Wohnungssuche trifft also hier wiederum die ärmeren, weniger bemittelten Klassen der Gesellschaft, während die Bessersituirten bequem im Lehnstuhl die Angebote der „herrschaftlichen" und „hochherrschaftlichen" Wohnungen über sich ergehen lassen können. Die Preise der großen Wohnungen sind naturgemäß auch stabiler; andererseits üben die Erhöhungen der Preise auf die Verhältnisse der Mieter großer Wohnungen keinen so großen Einfluß aus, so daß der häufige Wohnungswechsel hauptsächlich auch den mittleren und kleineren Ständen zur Last fällt.

An den großen Umzugsepochen des Jahres, zum April und zum Oktober, kann man das am besten beobachten. Der erste Tag gehört den Ueber-

ſiedlungen der Mieter ganz kleiner Wohnungen, der zweite Tag iſt für die Ueberſiedlungen kleiner Mittelwohnungen beſtimmt, während die Mieter größerer Wohnungen bis zum dritten, beziehungsweiſe fünften Tage des Quartals Zeit zur Ueberſiedlung haben. An den beiden erſten Tagen des Quartals kann man auf der Straße die Signatur der Zeit am beſten beobachten. Die Kleinen ziehen aus. Die Handwagen oder kleinen Leiterwagen, die mit ärmlichem Inventar vollgeſtopft ſind, durchziehen die Straßen aller Bezirke. Der Möbelwagen gehört noch zu den vereinzelten Erſcheinungen. Erſt an den ſpäteren Tagen ſieht man faſt ausſchließlich die großen, ungeheuren Kaſtenwagen durch die Straßen rollen.

Wer jemals in die Lage gekommen iſt eine mittlere oder gar eine kleine Wohnung zu ſuchen, der konnte dabei die beſten Studien über das ſoziale Elend machen. Der Wohnungsſuchende, der hier kraft der Klauſel des Mietsvertrages, wonach jeder Mieter, der ſeine Wohnung gekündigt hat, verpflichtet iſt, dieſe jedermann, der ſie beſichtigen will, zu zeigen, gleicht dem Studenten Leſage's, der an der Hand des hinkenden Teufels die Wohnſtätten Sevillas ungeſehen beſucht. Wie abwechſelnd iſt dieſes Panorama der Interieurs, was bietet ſich dem Auge und auch dem Ohre — und immer der Naſe — für

buntes Gemisch der mannigfaltigsten Wahrnehmungen dar. Wer nur gewohnt ist, die Stadt durch das äußere Bild zu beurteilen, wie es sich dem Auge auf der Straße darbietet, der kennt Berlin nicht. Die Straßenzüge sind alle so schön gerade, die Facaden meist sauber und vielfach künstlerisch, in den meisten Fällen von einer gewissen imponierenden Größe. Den Façaden entlang pulsiert das geregelte Leben des Tages, flutet der Verkehr. Auf der Straße sind alle Maschen Glieder einer bestimmten zusammengehörigen Masse, jeder einzelne ist ein Mosaiksteinchen darin und fällt weiter nicht auf. Er wirkt nur als Gesamtbild. Aber drinnen in den Häusern, in den Wohnungen, da entwickelt sich das Leben der Individuen, da ist die Stätte, wo sich das Leben einer ganzen Generation abwickelt, mit all den kleinen Details und all den kleinen und großen Leiden. Eine Wanderung durch diese Interieurs, wie sie sich dem Wohnungssucher darbietet, bringt diesem ein ganz anderes Bild zu Gesicht, als er es sonst gewöhnt ist zu sehen. Da draußen in den Straßen, in den öffentlichen Lokalen, sieht man zum Beispiel nur immer die gesunden, die rührigen, thätigen Menschen. In den Wohnungen drinnen sind die Alten, die Kranken, die Verzweifelten, die das Licht des Tages scheuen oder die durch ein Gebrechen gezwungen sind, es zu fliehen. Hier tritt er in Leidenszimmer, wo ihm der

Geruch der Krankenstube entgegenschlägt, dort tritt er in das Zimmer einer trauernden Witwe, die noch frisch in ihrem Schmerze bebt, und die durch den Tod des Gatten gezwungen ist, die teuere Wohnung aufzugeben und eine bescheidenere zu mieten. Hier öffnet ihm eine Dame, deren Gesichtsspuren auf frühere bessere Tage schließen lassen. Sie ist in schäbiger Hauskleidung, gerade in einer engen Küche beschäftigt. Drin im dürftigen „Salon" hängen einige vergilbte Lorbeerkränze an der Wand, mit verblichenen Schleifen. Einst, in guten Tagen, bildeten sie den Triumph der verarmten Schauspielerin.

Und diese Inventarien die man da zu Gesicht bekommt! Ich habe es hier schon beschrieben: die Möbelstücke sind nicht tot, sie leben, sie sprechen eine geheimnisvolle Sprache, die allerdings nur der versteht, der das geheime Zauberwort kennt, das dazu den Schlüssel bildet. Wer diese Sprache versteht, der kann auf solch einer Wohnungswanderung mannigfache Erzählungen hören von Menschenschicksal und Menschenweh. Diese Tische und Stühle, diese Betten und die Bilder an der Wand, was erzählen sie nicht alles für Dinge von einst und jetzt. Fast alle diese Stücke singen das alte Lied von den enttäuschten Hoffnungen und von dem großen Kompromiß, den die Menschen schließlich, wenn sie jahrelang gekämpft, mit dem tückischen Schicksale schließen.

en hinwandern muß.
der Provinz zuziehen,
n. Dann ſind es auch
ſuchen, und die nicht
s mit dem mühevollen
ufen um „die roten
ieſe Geſuche bedeuten
mungswüſte. Es hat
ein junges Menſchen-
erſten gemeinſamen
en entſtrömt ſo etwas
r Menſchenſeelen.

gen.

gegen Frau Schulze
t zurück und erkläre
u." So oder unge-
en, mit welchen ge-

Kreiſe
ung d
lichkeit
Komm
ſöhnt.
Ecke je
ſchlagen
mann w
In dieſe
über wi
ihre Ver
geſchichte
um in R
Blicken a
können.
eine Welt
blatt, dem
Kreiſen n
ob Frau
weil ſie die

wisse Kreise ihre verletzte Ehre wieder herzustellen pflegen. Während in exklusiven Gesellschaftsklassen der mittelalterliche Wahn, daß die verletzte Ehre nur durch Blut hergestellt werden kann, nicht erloschen ist, bedienen sich jene Gesellschaftsschichten des modernen und weniger gefährlichern Klebestoffes, nämlich der Druckerschwärze. Und es geht auch so. In den Kreisen der Nachbarschaft, wo man die Ehrenerklärung dieser oder jener dort wohlbekannten Persönlichkeit schwarz auf weiß sieht, genügt das. Der Komment ist erfüllt und die Parteien obendrein versöhnt. Die Welt dieser Leute reicht nur von der einen Ecke jener Straße, wo sie ihre Wohnung aufgeschlagen haben, bis zur andern Ecke, wo der Kaufmann wohnt, bei dem sie ihren Tagesbedarf einholen. In dieser Welt, in der sie leben und der sie gegenüber wie ein offenes Buch sich darbieten, die alle ihre Verhältnisse kennt, und ihre ganze Familiengeschichte, in dieser Welt wollen sie rehabilitiert sein, um in Ruhe und ungeschoren, ohne von den scheelen Blicken anderer belästigt zu werden, weiterleben zu können. Sie ahnen nicht, daß es da draußen noch eine Welt giebt, eine viel größere, daß das Zeitungsblatt, dem sie ihre Ehre anvertrauen, in viel weiteren Kreisen noch gelesen wird, die es gar nichts angeht, ob Frau Schulze eine anständige Frau ist oder nicht, weil sie diese Frau Schulze gar nicht kennen [illegible] sie

existiert nur die Welt soweit ihre eigene Persönlichkeit Geltung hat und die Menschen, die da drüben über jenen Häusern wohnen, kümmern sie nicht, kümmern sie ebenso wenig, wie die Menschen weit hinten in der Türkei unsere Urgroßeltern kümmerten.

Bei dieser begrenzten Weltanschauung kann jenen Leuten das Humoristische ihrer Handlungsweise gar nicht in den Sinn kommen. Aber ist denn diese Handlungsweise so humoristisch, wenn wir uns die Sache einmal bei Licht betrachten? Jene Leute handeln so und nicht anders, weil sie die große draußenstehende Welt nicht kennen und wir begehen denselben Fehler, wir lachen über jene Handlungsweise, weil wir jene Welt, in der sie vollzogen wird, nicht kennen und uns gar keine Mühe geben, uns in diese Welt hineinzudenken. Woher kommen diese Ehrenerklärungen? Wenn man die Metropolstraßen der Großstadt verläßt, wo die tausend Fäden eines unendlich weitverzweigten Lebens zusammenlaufen und das Leben in erhöhten Pulsen sich regt, und weiter hinaus zur Bannmeile zieht, just in jene Quartiere wo diese wohnen, die den Sauerstoff des großen Gemeinwesens abgeben, all die Arbeiter und kleinen Beamten, da draußen in den langen, großen Straßenzügen mit den grauen Façaden und den himmelhohen Mietskasernen, in deren schmutzigen Höfen die Kinder jener Kreise ihre traurige Jugend ver-

leben, auf jenen Gängen und Treppen, wo der Speisendunst den sogenannten „Armeleutgeruch“ produziert, da finden wir jene Gesellschaftsschicht, die ihr Leben für sich lebt und aus der jene eigenen, ihrer abgeschlossenen Welt entsprechenden Anschauungen hervorgehen, über die wir in unserer Ueberklugheit einfach lachen, ohne sie nur verstehen zu wollen.

Diese Leute schließen sich in ihren Häusern nicht von einander ab, wie in den fashionablen Quartieren der Großstadt, wo manchmal ein Mieter jahrelang in einem Hause wohnen kann, ohne den Nachbar gesehen zu haben. Sie haben etwas was sie vereint und was sie näher an einander führt. Die gemeinsame Not, zeitigt gemeinsame Interessen, sie zeitigt eine Art von Kampfgenossenschaft, in dem langen Feldzuge ums Dasein, der diesen Leuten das Leben ist. Der Nachbar ist dem Nachbar dort eine näherstehende Persönlichkeit, denn er ist zum größten Teile durch Beruf und Arbeitsart ihm näher stehend oder ist durch die Gemeinsamkeit des Mangels und der Sorge an ihn gefesselt. Man kennt sich dort in- und auswendig. Man weiß, was in jenen Häusern gegessen wird, bis auf das letzte Radieschen, man weiß, was jeder Einzelne verdient, was er ausgiebt und was für Nebeneinkommen er hat. Man rechnet bis in die kleinste Portemonnaiefalte

das Können und Wollen dieser Leute aus. Es giebt keine Geheimnisse in jenen Häusern, da die Armut keine dichten Vorhänge besitzt und andererseits das Bedürfnis hat, sich durch Mitteilungen zu erleichtern. Die Familiengeschichte geht alsdann von Mund zu Mund. Der Nachbar sorgt für die Verbreitung der Mitteilungen an einen andern und auf diese Weise wird ein jeder der Bekannte des Entfernteren. Da giebt es außerdem jene Centralstellen für Neuigkeiten und Mitteilungen. Die Männer finden sich in der Kneipe zusammen und raunen sich die chronique scandaleuse des Viertels zu. Die Weiber thun dasselbe beim Kaufmann, im Gemüsekeller und auf der Rolle. In der Hitze des Gefechtes wird kein Detail im Leben des Nachbars geschont; man erzählt sich dies und das und schließlich wird die Erzählung durch wiedererzählen und immer wiedererzählen aufgebauscht, das Gerücht wächst, es entsteht schließlich etwas ganz anderes daraus, als ursprünglich gesagt wurde und die Verleumdung wie die Beleidigung ist fertig. Man geht zu Gericht. Mit diesem zum Kadi laufen ist man in jenen Kreisen sehr leicht bei der Hand. Zum Teil ist es ein gewisses Staatsbürger-Protzentum, das darin zum Vorschein kommt. Man fühlt sich als Bürger, dem der gefürchtete Staatsanwalt sogar willig zu Diensten steht, wenn man ihn anruft. Außerdem spielt die Wichtigthuerei

hier sehr mit. Man empfindet es als eine ganz außerordentliche Situation, wenn man einen Böse-wicht vor Gericht citieren kann und vor diesen feier-lich ernsten Männern in Moabit dann als Haupt-akteur, als Nebenkläger, erscheinen darf. Es be-deutet eine solche Anklage dann noch einen Sieg über den bestraften Andern und somit eine Fülle von Sensationen, die nur zu bereitwillig gerne hinge-nommen werden, als das Alltagsleben in diesen Kreisen, in seiner Dürre und Einförmigkeit wahrlich keine Abwechselung bringt, wenn nicht ein Prozeß oder ein Mord es daraus herausreißt.

Man hat ja in keinem Falle bei dem Ver-klagen etwas zu riskieren, und die Strafe liegt zu-mindest in den dem böswilligen Gegner auferlegten Kosten. Also der Sieg ist gewiß. Wenn uns die Kriminalstatistik zeigt, daß zum Beispiel im Jahre 1897 im Reiche über 54 000 Personen wegen Be-leidigung verurteilt und fast um ein Drittel mehr angeklagt wurden, so kann man sich ein Bild machen, wie häufig diese Vergehen sind, die der persönlichen Ehre ein Bein stellen wollen. Aber viel größer ist doch noch immer die Zahl jener Vergehen, deren schließlicher Austrag nicht bis zum Gericht kommt. Gewöhnlich wird in den meisten aller Fälle unter dem Einfluß des Richters der Ausgleich geschaffen und die Klage zurückgezogen. Meistens aber kommt es

nicht so weit. Der Beleidiger oder der Verleumder fühlt seine Schuld hart auf der Seele brennen, er fühlt, wie schrecklich die Niederlage für ihn wäre, würde er als ein gerichtlich Bestrafter heimkehren in das Straßenviertel. Entweder er setzt sich selbst in Bewegung, um Buße zu thun oder er überläßt einem Dritten die Vermittelung. Die Hauptbedingung, die der Beleidigte stellen wird, ist die öffentliche Ehrenerklärung, die in die Zeitung gesetzt werden muß. Es soll es jeder Mann und jede Frau im Viertel lesen, daß Herr Müller Buße thut, und daß er nunmehr selbst zugeben muß, daß Frau Schulze eine anständige Frau ist. Kleine Nebenbestrafungen, durch Zahlung eines Geldbetrages kommen hier nicht in Betracht. In der Regel läuft ein solcher Canossagang für den Beleidiger nicht so billig ab, denn außer den Insertionskosten hat er zum mindesten noch die immerhin nicht geringen aufgelaufenen Gerichtskosten zu zahlen. Das Institut des Schiedsrichters, das für die Gerichte eine große Entlastung geworden ist, trägt viel dazu bei, daß die kleinen Privatkriege der Nachbarschaften, ehe sie vor das Tribunal gelangen, durch Uebereinkommen beigelegt werden. Dort beim Schiedsrichter werden dann diese Annoncen beschlossen, die es urbi et orbi verkünden, daß Frau Schulze doch eine anständige Frau ist!

So lächerlich es auch erscheint, es liegt doch tiefer Ernst in diesem Vorgange.

Liebevolle Aufnahme.

Was doch am Markte des Lebens nicht alles für Geld zu haben ist! Wer da meint, daß er für den schnöden Mammon nur materielle Güter sich zu eigen machen kann, der ist ein armer Tropf, der nicht wert ist, die Segnungen des Goldes am eigenen Leibe zu erfahren, er ist ein Bedauernswerter, dem die Welt stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird. Nein, nicht nur Brod und Bier und Wein und Häuser und Kleider, auch die idealen Güter der Erde sind zu kaufen und gegen bare Bezahlung einzuheimsen. Wers nicht glaubt, der studiere doch einmal den Börsenbericht des Lebens-Jahrmarktes, die „Kleinen Anzeigen", er wird sich davon überzeugen, daß nicht nur alte Sachen und neue Ladeneinrichtungen, sondern auch liebevolles Mitgefühl im Kurse notirt wird. Daß sich ein reiches Mädchen auf dieser Lebensbörse einen passenden Mann nach Gefallen kaufen kann, ist nicht unbekannt, und daß der mit den nötigen Münzen versehene Jüngling, sich sogar für eine bestimmte Frist auf dieser Börse Liebe kaufen kann,

die Liebe der Armen und Enterbten, ist eine zu bekannte Thatsache. Aber jenseits von diesem sexuellen Schacher findet man in diesem Kursberichte der Lebensbörse auch liebevolles Mitgefühl notiert, jenes liebevolle Mitgefühl, das die Kranken und Schwachen benötigen, wenn sie Heilung und Genesung suchen. Man findet die bedenklich menschenfreundlichen Angebote der klugen Frauen vor, die den unklugen Mädchen, die auf dem Dornenpfade der Tugend einen Fehltritt begangen haben und nun Veranlassung finden, in ihrer schweren Stunde das Licht des Tages zu scheuen, ja, selbst die Nähe ihrer Lieben flüchten müssen, „liebevolle Aufnahme" und noch ganz andere Dinge anbieten. Für wenige Mark, im strengsten Falle für ein paar Goldstücke, ist die Liebe dieser ehrsamen Gilde zu erkaufen, die sich aus der Not unglücklicher Geschöpfe, ein ehrsames Handwerk zurecht zimmert.

„Liebevolle Aufnahme" also! Eine Art Refugium für gehetztes Wild. Geschäftsleute jeder Art haben einen feinen Spürsinn für das Bedürfnis, dem ihre Ware dienen soll. Dieser Spürsinn wächst mit der Abstraktheit der Ware. Es ist kein Wunder, daß er bei jenen Frauen, die mit liebevoller Fürsorge einen schwunghaften Handel treiben, einen besonderen Grad an Vollkommenheit erreicht. Diese biederen Asylgewährerinnen wissen ganz genau, daß

diejenigen, mit denen sie rechnen müssen, von der Welt gehetzt und gejagt werden, daß sie, um ihre Schande zu verbergen, sich den Blicken der lieben Mitwelt entziehen müssen. Sie wissen genau, daß die mit dem Kainszeichen der alten Sünde gezeichneten armen Wesen einen Unterschlupf brauchen, wo sie in Ruhe und ungequält der schwersten Stunde ihres Lebens entgegen blicken können. Ein liebevolles Verbergen, eine liebevolle, sanfte Behandlung in den Momenten des Schmerzes und der Genesung, das ist die Ware, die sie deshalb für jene laut ausschreien, von denen sie wissen, daß sie danach greifen müssen, wie der Verdürstende nach dem Wasser.

Aber nicht nur Liebe verheißen sie, sondern auch Diskretion. Sie garantieren ihren Opfern tiefes Schweigen bis über das Grab hinaus und öffnen ihnen die Pforten eines Heims, wo sie unbelästigt von den Blicken frivoler Eindringlinge, unter Leidensgenossinnen, dem Kinde der Sünde das Leben schenken dürfen. Ja, die Verschwiegenheit geht so weit, daß sich die mit ihrer Liebesware in heftigem Konkurrenzkampfe befindlichen Frauen, gegenseitig dadurch zu übertrumpfen suchen, daß sie ihren Klientinnen sogar eine Umgehung der gesetzlichen Vorschriften garantieren. „Nichtmeldung an die Heimatsbehörde", lautet die ständige Phrase in den

betreffenden Anzeigen. Auf welche Weise sich die Betreffenden dieser Verpflichtung entziehen können, wie sie diesen Verstoß gegen die Gesetze noch öffentlich anzukündigen vermögen, entzieht sich der Beurteilung jener, die in die Geheimnisse eines solchen Refugiums nicht eingeweiht sind. Die Oeffentlichkeit, womit man sich da einer Gesetzesübertretung rühmt, läßt nur die Befürchtung erstehen, daß da in diesen geheimnisvollen Schlupfwinkeln noch so manches vorkommen mag, das wider Gesetz und Recht ist, wonach jedoch kein Hahn kräht, weil alle bei diesem Handel in Betracht kommenden Personen alles Interresse dabei haben, Stillschweigen zu bewahren und wäre die Verletzung des Rechtes noch so himmelschreiend. Man geht nicht gerne unter die Oeffentlichkeit einer Gerichtssitzung, wenn man gezwungen ist, sich aus so schwerwiegenden Gründen der Oeffentlichkeit zu entziehen. Diese Kombination wird den kundigen Inhaberinnen der verschwiegenen Asyle nicht fremd sein.

Aber auch nach einer andern Richtung hin, giebt uns die zugesicherte Verschwiegenheit der Heimatsbehörde gegenüber zu denken. Man ersieht daraus, daß man hauptsächlich auf Kunden aus der Provinz rechnet. Berlin, der große Hexenkessel, in dem die Individualität des Einzelnen so bald verloren geht, ist ja der prädestinierte Zufluchtsort aller jener, die

aus irgend einem Grunde nicht gesehen und vergessen sein wollen. Kein Wunder, daß ein großer Zuzug aus der Provinz aus jenen Kreisen kommt, die die Folgen eines Fehltrittes gerne verschleiern möchten. Die armen Gefallenen irgend einer sittsamen Provinzialstadt des Reiches haben die selbstverständliche Absicht, die Folgen ihres Fehltrittes zu verbergen, damit sie nicht für alle Zeiten ihres Lebens darunter zu leiden haben. Sie gehen nach Berlin, sie begeben sich in eines dieser Refugien und treten alsdann nach einigen Monaten als unbescholtene Personen wieder die Heimreise an. Das Kind ihrer Sünde wird auf den Kindermarkt gebracht, von dem wir oben sprachen, es wird verschenkt, verkauft, in jedem Falle verleugnet, und niemand wird es wagen, in der ehrsam und sittsam auftretenden Dame eine Gefallene zu erkennen. Dieses Reinwaschen ist natürlich nur durch diesen Hexenkessel Berlin möglich, wo man im Taumel der großen Saat sich selbst vergißt und von den andern vergessen wird. Aber eine Erklärung, für ein statistisches Moment von höchster Wichtigkeit können wir aus dieser Thatsache schöpfen, eine Erklärung, die geeignet ist, den Ruf höchster Unsittlichkeit, dessen Berlin sich erfreut, etwas abzuschwächen. Der Durchschnitt aller unehelichen Geburten im ganzen Reiche beträgt ca. 9 pCt., während für Berlin die höchste Prozenrate der unehelichen Geburten fast

aller andern Teile des Landes ausgerechnet wurden, nämlich 15 pCt. Woher kommt diese große Zahl, doch nicht etwa aus der größeren Unsittlichkeit Berlins? Ein großer Teil scheint doch daran schuld zu haben, daß Berlin der Reichszufluchtsort aller jener ist, die etwas zu verbergen und zu verheimlichen haben.

Alle diese Vorteile, die die klugen Frauen in zahlreichen Anzeigen in den Zeitungen verkünden, sind natürlich nicht umsonst und auch nicht billig zu haben. Das Amt, das hier geübt wird, ist kein leichtes, es ist nicht ganz ohne Klippen und Gefahren, es muß also, um der Mühe zu verlohnen, auch etwas einbringen. Daß man sich nicht um arme Personen reißt, denen man die Wohlthaten der liebevollen und diskreten Behandlung zu teil werden läßt, geht schon aus dem ständigen Clichee, dessen sich jene Anzeigen bedienen, hervor, womit man sich an die „Damen besserer Stände" wendet. Immer wieder dieser Mißbrauch des Begriffes „besser", bei Bezeichnung von Gesellschaftsklassen. Wenn man doch sagen wollte, statt „die besseren Klassen", oder die „besseren Stände" richtiger, die „besser gekleideten Klassen" oder die „besser bezahlenden Stände". Damit würde man ein für allemal das Richtige getroffen haben, ohne in unserer, an Klassenkonflikten so reichen Zeit, diese Konflikte durch eine in dieser mißbräuchlichen

Bezeichnung liegenden Beleidigung weiterer Volksschichten, zu vermehren. Die klugen Frauen, umsonst nennt man sie nicht so, wenden sich einfach eben an die Damen der „besser bezahlenden" Stände. An keinem anderen Beispiele würde sich der Widersinn dieses Epithetons besser darlegen lassen, wie gerade in dieser Kombination. Sind es doch zumeist garnicht die Damen, die hier als Zahlende auftreten, sondern die „mitschuldigen" Männer, die ihren Liebhaberinnen die Wohlthaten heimlicher Fürsorge zuteil werden lassen, oder die Angehörigen irgend eines verführten Wesens. Die Damen selbst könnten dabei der Hefe der Gesellschaft angehören, just jenen Schichten entsprungen sein, die man in keiner Weise zu den besseren noch zu den guten Ständen zu rechnen geneigt ist. In jedem Falle ist das Geld und Verfügungsfähigkeit über Geld der Maßstab, wonach sich arme verfolgte Opfer der Liebe schützen und verbergen können. Wehe aber der Unglücklichen, die zu ihrem Leichtsinne noch die Armut mitzutragen hat. Für sie, und sei sie noch so beklagenswert, giebt es kein Geheimnis, keine Verhüllung ihrer Schande, für immer wird man nach ihr mit dem Finger weisen und wenn ihre schwere Stunde kommt ist das Spittel, das sich aller weichherzigen Enbleme begeben hat, gut genug, ihr Aufnahme „ohne Lieb" zu gewähren. Die Konkurrenz hat es in Berlin zuwege gebracht,

daß die Preise sehr gedrückt werden, allerdings scheint dabei sicherlich auch die Liebe und die Diskretion zu leiden. Immerhin ist die Summe, die eine hiesige Hebamme öffentlich nennt, und die deshalb schon das konkurrenzfähigste, niedrigste Maß der üblichen Forderungen bedeutet, derartig, daß ganz arme Frauen sie nicht aufzubringen imstande sind.

Einen Beweis dafür möchte ich in einer andern häufig in den betreffenden Anzeigen wiederkehrenden Stelle finden, die, obwohl sie den Anschein großer Mildthätigkeit und einer der Armut gemachten Konzession hat, doch nichts weiter ist als eine Ausbeutung dieser Armut, eine Indienststellung der Armen zu Gunsten der kundigen Geschäftsinhaberinnen. Diese kündigen nämlich an, daß die „liebevolle" und diskrete Aufnahme für Dienstmädchen umsonst ist. Wie edel! — Die Bedingung besteht jedoch nur darin, daß die armen Wesen bis zum letzten Momente zu arbeiten und für ihre glücklicheren Mitschwestern, denen es gelungen ist, einen reicheren Galan zu finden, harte Dienste zu leisten haben. Es liegt etwas Brutales in dieser Art von Mildthätigkeit! Und wie dies im Leben so häufig ist, wie zum Beispiel die feuchten Kellerwohnungen an der Bannmeile im Verhältnisse teurer sind, als die eleganten Wohnungen eines fashionnablen Stadtteiles, könnte man leicht ausrechnen, daß diese armen Dienst-

mädchen, denen nachher die Hilfe „umsonst" zu teil wird, wenn man ihre Arbeitsleistungen in Anrechnung bringt, mehr zu zahlen haben, als die andern, nichtarbeitenden Damen. Ganz abgesehen davon, daß diese armen Geschöpfe sich über Liebe und Diskretion nicht sehr zu beklagen haben werden. Was die letztere anbetrifft, ist sie ja garnicht durchführbar, da ein Dienstmädchen durch ihre Obliegenheiten gezwungen wird, vielfach außerhalb des Hauses zu verkehren.

Man mag aus diesen Betrachtungen ermessen, wie hoch die Empfehlungen der „käuflichen Nächstenliebe", und wohl auch die „Verschwiegenheit" jener Priesterinnen anzuschlagen sind. Daß solche Institute überhaupt bestehen können, ist ein Beweis, wie zerrüttet die Anschauungen über das wechselseitige Leben der Geschlechter am Ende unseres Jahrhunderts noch sind. Wie das, was die antiken Völker in ihrer lebensfreudigen Unbefangenheit, als die höchste Weihe des Weibes erblickten, unter modernen Gesichtspunkten als eine Schande betrachtet wird.

Wahrsagerinnen.

Die große Schar jener Rentiers, die von den Zinsen des Kapitals der Dummheit lebt, ist nirgends so stark verbreitet wie in einer großen Stadt. Gerade in den Spalten der „Kleinen Anzeigen" findet man am meisten die Fallen aufgestellt, mittels denen die auf die Dummheit der anderen Spekulierenden ihre Opfer anlocken und ausnützen. Das Geschäft des Dummenfangs bleibt immer ein rentables und deshalb ist es trotz aller Maßregeln, die dagegen ergriffen werden, nicht auszurotten.

Zu jenen Rentiers, die ganz unverblümt ihre Spekulation mit der Dummheit ihrer Nebenmenschen treiben, gehört die Gilde der Wahrsagerinnen, die sich in Berlin, namentlich jetzt, in einer Art Großbetrieb bethätigt. Während in andern Städten die Wahrsagerei mehr ein Liebhaber- oder ein Bettelgewerbe ist, das von alten Weibern meist gelegentlich betrieben wird, hat sich in Berlin ein mehr geschäftsmäßiger Betrieb dieses Prophetengewerbes ausgebildet, das natürlich in den Spalten der Zeitungen seine Fänger aufstellt, um das leichtgläubige und zukunftslüsterne Publikum einzufangen. Die Wahrsagerin ist unter die ständigen Inserenten getreten.

In manchen Zeitungen finden wir täglich ihre Angebote wiederholt und gegen 100 Wahrsager-Anzeigen sind es, die man in den Spalten eines einzigen Blattes, an einem Sonntage gezählt hat. Das Geschäft muß also einträglich sein.

Freilich mit der Anzeige im Inseratenteil populärer Zeitungen ist das Spesenkonto der Wahrsagerinnen erschöpft, und alles andere ist Gewinn. Mit ein bis zwei Kunden im Tag können diese bedürfnislosen Frauen sich, und oft noch eine Familie ernähren. Die Anzeigen dieser „weisen Frauen", die angeblich in die Zukunft schauen und aus den Karten lesen, sind sehr mannigfaltig und bei der großen Konkurrenz bilden sich auch zuweilen Spezialitäten aus. So finden wir eine Wahrsagerin, deren Hauptgebiet es ist, in Prozeßsachen wahrzusagen, den Ausgang und die nötigen Schritte in Rechtsstreitigkeiten zu verkünden. Ein Eingriff in die Praxis der Rechtsanwälte, den diese sich nicht so ohne weiteres gefallen lassen dürften. Wohin soll es kommen, wenn streitende Parteien übereinkommen, den Austrag einer Rechtsstreitigkeit dem Urteile einer Wahrsagerin zu überlassen?

Ander Spezialistinnen sind doch noch etwas gefährlicher. Sie machen ihre Experimente am menschlichen Körper und suchen den Ausgang von Krankheiten durch einen Blick in die Zukunft vorherzu-

bestimmen und die Kurmittel für diese anzugeben. Hier wird das Harmlose zur Gefahr, und es wäre zu wünschen, daß den alten Hexen recht gründlich das Handwerk gelegt wird.

Im übrigen beschränken sich die Wahrsagerinnen ziemlich gleichmäßig auf geheimnisvolle Andeutungen ihrer Kunst und auf das ihnen zur Seite stehende Renommee ihrer Unfehlbarkeit und das Epitheton „berühmt" findet sich fast bei jeder dieser Anzeige. Das es neben den berühmten Wahrsagerinnen auch „berühmteste" giebt, ist selbstverständlich und wenn sich die eine oder die andere gar zur „berühmtesten Wahrsagerin Deutschlands" macht, so ist das gleich eine Probe ihrer Kunst, denn wer anders als ein Hellseher vermag so die Qualitäten eines großen Reiches zu beurteilen, als gerade so eine weit in die Ferne und in die Breite sehende weise Frau.

Eine Wahrsagerin in der Nähe des Anhalter Bahnhofes sucht die Aufmerksamkeit der zukunftslüsternen Menschheit durch eine eigenartige Ankündigung auf sich zu lenken. Sie läßt die Annonce von einem ihrer Kunden einrücken, das heißt, sie läßt diese Annonce als eine Anpreisung ihrer selbst unter dem Namen eines dritten erscheinen, und als dieser Dritte figuriert ein leibhaftiger Kommerzienrat. Wenn das nun nichts nützt. Dieser Kommerzienrat erklärt die betreffende Frau nicht nur

als eine Wahrsagerin, er nennt sie eine Prophetin und empfiehlt sie als die erfolgreichste Wahrsagerin Deutschlands. Schön, wer solche überzeugte Verehrer gefunden. Es ist ein beliebter Tric dieser modernen Augurinen mit dem Hinweis auf Empfehlungen und zwar nicht etwa auf Empfehlungen gewöhnlicher Art, sondern auf „höhere Empfehlungen" oder Empfehlungen aristokratischer Kreise zu laborieren. Sie rühmen sich in diesen Anzeigen überall des Ueberraschenden ihrer Erfolge, man weiß nur nicht, sind sie selbst davon überrascht oder bemächtigt sich ihrer Klienten diese Ueberraschung. Daß die Wahrsagerin mit allen Chicanen arbeitet, geht auch aus der Mannigfaltigkeit der angeführten Betriebsmittel, die man in den Anzeigen lesen kann, hervor, nämlich mit Karten, aus Handlinien und ganz geheimnisvoll mit Eiern.

Diese Prophezeihungen aus Eiern erinnern zu sehr an die Praxis der antiken Auguren, die bekanntlich nach dem Flug der Vögel, aus den Eingeweiden der Opfertiere ihre Weisheiten schöpften. Die moderne Augurin wählt reinlichere und praktischere Mittel, indem sie aus den von der Kundschaft mitgebrachten Eiern, die sie mit Kennerauge vor das Licht hält, die Wege der Zukunft kündet. Praktisch ist eine derartige Manipulation schon aus dem Grunde, weil die zahlreich sich ansammelnden Eier

für den täglichen Hausbedarf der Familie nicht ohne Wert sind. Die Wahrsagerin schlägt auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe. Das Hauptinstrument bleibt natürlich die Karte; es ist am wirkungsvollsten für naive Gemüter. So etwas wie Tradition liegt in dem Glauben an die Karte und diejenigen Persönlichkeiten, die die Kundschaft der Wahrsagerinnen bilden, halten natürlich in hohem Maße auf Tradition. Die Karte ist das unumgängliche Requisit jeder Küchenfee; sie spielt in dem Inventar der Kommode und des Koffers eine Hauptrolle, ja, man muß gestehen, daß die wortlose Karte für weite Kreise der Bevölkerung die einzige Lektüre bietet, für jene Kreise namentlich, die durch ihren Stumpfsinn den Interessen der Gegenwart enthoben sind und deren niedrige Instinkte, Furcht und Hoffnung, sie nur für die Verheißungen der Zukunft empfänglich machen. Die Karte spielt auch in jenen Schriften eine Rolle, die jenen Kreisen, wenn sie sich zu einer wirklichen Lektüre aufschwingen, zugänglich sind, nämlich im Hintertreppen-Roman. Kein Wunder also, wenn dieses mit Recht so beliebte Requisit, das so billig zu beschaffen ist, die Hauptmaschinerie im Wahrsageschäfte bildet; nur für verfeinerte und raffinierte Kunden werden die übrigen Kinkerlitzchen ins Treffen geführt, die den Katalog der mit allen Salben geriebenen Wahrsagefirma zieren. Das Lesen aus der Hand

gehört schon zur höheren Zauberei, ebenso die Offenbarungen nach dem Ei.

Rechnet die Wahrsagerin mit sogenannter besseren Kundschaft, dann versucht sie dies in ihren Anzeigen durch die Anwendung des Wortes „Lenormand" anzudeuten. Das Renomee jener berühmten Betrügerin aus der napoleonischen Zeit, die selbst einen russischen Kaiser in ihren Netzen zu fangen wußte, hat für die abergläubischen Persönlichkeiten der besseren Kreise etwas bestrickend Beruhigendes. In neuerer Zeit findet man auch unter den Ankündigungen der Wahrsagegeschäfte den Hinweis auf spiritistische Fähigkeiten der Geschäftsinhaberin. Da der Spiritismus aber in weiteren Volkskreisen arg diskretiert ist, scheint sich diese Specialität keines besonderen Erfolges zu erfreuen; daß man sie überhaupt findet, beweißt nur, wie sehr die interessierten Frauen darauf ausgehen, mit der Zeit fortzuschreiten und dem Publikum Neues zu bieten.

Gegen Ende des Jahres lassen sämtliche Wahrsagerinnen ihr geübtes Instrument fallen und widmen sich ausschließlich der sachgemäßen Bleigießerei. Man sieht auch hier, daß die Gilde ihr Geschäft versteht. Sie weiß sich den allgemeinen Volksaberglauben vom Bleigießen am Sylvesterabend zu nutze zu machen und soll dabei ganz gut auf die feier-

tägliche Neujahrsrechnung kommen. Bemerkenswert ist in den Ankündigungen der Wahrsagerinnen, daß sie sich als solche oft zu bezeichnen schämen und ihre Inserate kurzer Hand mit dem vielsagenden Worte „Sprechstunde" überschreiben. Diesem, dem Uneingeweihten fast unverständlichen Worte, wird blos die Adresse und die Zeit hinzugefügt. Vielleicht soll diese lakonische Kürze auch als Vorsicht gegen eine neugierige Polizei dienen, die von Zeit zu Zeit Anwandlungen verspüren soll, der Zukunft jener gewerbsmäßigen Hellseherinnen vorzugreifen. Im großen und ganzen ist die milde Handhabung der Polizeimaßregeln gegen jene Frauen zu billigen. Soweit sich diese nicht auf medizinisches Gebiet versteigen, ist ihr Thun in den meisten Fällen harmlos. So bedauerlich dieser Aberglaube an und für sich ist, hieße es doch an falscher Stelle einsetzen, wenn man deren Wirkungen und nicht deren Ursachen bekämpfen wollte. So lange es Leute giebt, deren Schulbildung so mangelhaft ist, daß sie sich zu solchem Hokus-Pokus verirren können, so lange wird es Leute geben, die diese Verirrungen auszunützen bereit sein werden. Und von allen diesen Dummheits-Rentiers erscheinen thatsächlich die Wahrsagerinnen noch als die am wenigsten schädlichen. Will man ihnen jedoch das Handwerk legen, dann wird es nicht auf diese Weise ermöglicht werden, daß man ihnen das Inserieren

verbietet oder das Wahrsagen selbst, sondern einfach dadurch, daß man in der Schule wie im Hause für Aufklärung und einen gewissen Bildungsgrad Sorge trägt, der für das moderne Leben nun einmal unumgänglich ist.

Gewiß giebt es Fälle, wo sich das Treiben der Wahrsagerinnen direkt als gemeingefährlich erweist, wie man in Berlin kürzlich Gelegenheit hatte aus dem traurigen Fall der Familie Sulkowsky zu ersehen. Eine junge Frau, deren Mann in einträglicher Stellung für eine große Firma in Rußland war, blieb mit ihren drei Kindern in halbwegs guten Verhältnissen in Berlin zurück; sie war etwas hysterisch veranlagt und von Eifersuchtqualen geplagt. In ihrer Seelennot befragte sie eine Wahrsagerin, die ihr künftige Prozesse in Aussicht stellte und ihr enthüllte, daß ihr Mann sich im fernen Rußland eine Geliebte angeschafft habe. Diese Enthüllungen konnte die krankhaft veranlagte Frau nicht überwinden. Einen Tag nach diesen Wahrsagungen schnitt sie ihren drei jungen blühenden Kindern den Hals ab und tötete sich selbst. Der telegraphisch zurückberufene Gatte ward an den Leichen seiner Lieben vom Wahnsinn befallen.

Nicht immer muß die Wirkung solcher Wahrsagereien durch Mord und Selbstmord enden; es wird selbstverständlich nur in ganz abnormen Fällen

zu solchen Excessen kommen; aber aus dem angeführten Falle ist zu erkennen, daß bei diesem modernen Hexenwesen schädliche Folgen nicht ausgeschlossen sind. Es entzieht sich der Beobachtung, wieviel Unheil durch diese gewerbsmäßigen Prophezeihungen angerichtet wird.

Aber alle diese Vorwürfe fallen auf jene Personen zurück, die das Wahrsagerinnenwesen unterstützen und in letzter Linie auf jene Personen, in deren Hand es gegeben ist inferiore Menschen zu erziehen und gegen die Versuchungen des Lebens widerstandsfähig zu machen.

Wer sind diese Personen, die sich in Berlin zu dem traurigen Handwerke des Wahrsagens hergeben. Amateure sind es selbstverständlich nicht; nur die bittere Notwendigkeit zwingt diese armseligen Geschöpfe zu diesem Berufe; nicht Ueberzeugung oder gar die Absicht den Nebenmenschen zu dienen drückt ihnen die Karte in die Hand. Meist sind es alleinstehende alte Weiber, die für den Arbeitsberuf zu schwach sind oder deren Arbeitserträgnis so gering ist, daß sie gezwungen sind, sich den Luxus einer kleinen Nebeneinnahme zu verschaffen; oft sind es ehemalige Dirnen, die, nachdem es ihnen nicht mehr möglich ist aus der Schande Kapital zu schlagen, es nunmehr mit der Dummheit ihrer Nebenmenschen versuchen! Aber nicht zum geringen Teile sind es arme verlassene

Frauen, denen nur noch die Wahl offen stand, zu verhungern oder sich der Schande zu übergeben, und die aus diesem Dilemma heraus Wahrsagerinnen geworden sind. In den meisten Fällen haben sie nicht für sich allein zu sorgen, sondern noch für eine Anzahl unmündiger Gestalten oder erwerbsloser erwachsener Personen. Schon aus den Adressen in ihren Inseraten kann man ersehen, aus welchen Gesellschaftsklassen sich die Wahrsagerinnen rekrutieren. Sie wohnen alle sehr tief hinten im Hause und sehr hoch oben in der Etage; letzteres wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die rege Geschäftsverbindung mit dem Himmel es so verlangt.

Ueber eines darf man sich nicht täuschen; diejenigen Wahrsagerinnen, die sich zu einem Inserate versteigen, repräsentieren schon die Großbetriebe in ihrer Gilde. Nicht jedes dieser Geschäfte verträgt ein bis zwei Mark Inseratenspesen einmal oder zweimal in der Woche. Die meisten der Zukunftsunternehmerinnen blühen im Verborgenen und erwerben sich ihre Kundschaft nur durch das Umherreden und durch die Empfehlung; kärglich ist das Einkommen dieser Frauen und wenn es täglich eine Mark beträgt, sind viele schon zufrieden. Freilich es giebt Glückliche unter ihnen, die den Zauber besser verstehen und die sich rasch reiche und zahlreiche Klienten verschaffen, die bei ihrem Geschäfte ein ganz behagliches Leben

führen und sofern von ihrer Prophetengabe einen Vorteil haben, als sie die Zukunft der anderen zwar nicht erkennen können aber für ihre eigene reichlich sorgen.

Woraus rekrutiert sich nun diese Kundschaft der Wahrsagerin? Der Wunsch in die Zukunft des Lebens zu blicken ist sehr natürlich; zu allen Zeiten, in allen Lebensaltern hat sich dieser Wunsch aufgedrängt und je mehr er durch wissenschaftliche Erkenntnis zurückgedrängt wird, um so stärker und ungebundener äußert er sich. Es erscheint den Menschen als ein Defekt in ihrer ganzen Konstitution, daß sie bei allen Wundern, die der menschliche hehre Geist zu leisten vermag, bei allen den bewundernswerten Fähigkeiten der Geister, nicht im stande sein sollten, ihre Denkkräfte über die Grenze des Heute hinüberspringen zu lassen. Soweit nicht wissenschaftliche Erkenntnis ihnen das Unmögliche ihres Strebens darthut, glauben die Menschen noch vielfach an eine Erfindung, die ihnen das Morgen enthüllen wird. Am weitesten verbreitet und am tiefsten begründet ist das Streben nach einer Enthüllung der Zukunft in jenen Kreisen, denen die Gegenwart die herbsten Entbehrungen auferlegt. Das Einzige, was weiten Kreisen unseres Volkes das Leben noch lebenswert macht, ist die Hoffung auf das Morgen und es ist ein nur zu selbstverständliches Bestreben, wenn

sie zu erfahren wünschen, ob dieses Morgen kommen wird und wann es kommt. Hier ist der Glaube nicht mehr eitles Neugierigkeitsbedürfnis, nicht bloße Neugierde; er hat einen viel tieferen Ursprung, der mit der ganzen Entwickelung unseres sozialen Lebens im ursächlichsten Zusammenhange steht. Die unter der Last des Daseins Keuchenden, die Freudlosen und Enterbten empfinden es als ein tiefinnerstes Bedürfnis eine Frage an das Schicksal zu stellen und in ihrer beklagenswerten Unwissenheit glauben sie daran, daß es geheimnisvolle Mittel geben müsse, diese Frage zu beantworten. Sie dürsten nach Offenbarung, wie sie nach Glück dürsten und wie das Hoffen für sie der Sauerstoff ist, in dem allein das kärgliche Lebensflämmchen zu brennen vermag, suchen sie nach einem Windstoß, der das Flämmchen zur Flamme entfachen kann. Diese Beweggründe sind es, die Tausend und aber Tausend der Freudedurstigen und Hoffnungskranken in die Hände gewissenloser Spekulanten treiben. Aus der Armee der Bedrückten und Verblendeten rekrutiert sich der größte Teil jener Kundschaft, die das elende Gewerbe der Wahrsagerei erhält. Wir sehen hier das sonderbare Schauspiel, wie der eine Elende den andern Elenden betrügt, um sich durch ein letztes Hoffen noch zu bereichern und sich selbst dem Elend zu entreißen sucht. Wenn man nun diesen Drang, der die hier ge-

schilderte Menschenklasse in die Arme der Wahrsagerinnen treibt, zu entschuldigen vermag, so fällt das Verständnis und die Entschuldigung bei jenen glücklicheren und intelligenteren Gesellschaftsklassen fort, die nicht ein unerhebliches Kontingent der Kundschaft der Wahrsagerin bilden; ja, man kann behaupten, daß gerade jene besseren Kreise, weil sie die zahlungsfähigeren sind, die Ernährer des ganzen Unfuges bilden. Gar oft sieht man in den entlegenen Vorortstraßen elegante Equipagen anhalten, denen feingekleidete Damen entsteigen, die von den im schmutzigen Hofe spielenden Kindern neugierig begafft werden und hurtig die steile Hintertreppe emporklettern, um nach kurzer Zeit mit gerötetem Antlitz wiederzukehren und aus der beengten, stickigen Vorort-Atmosphäre dem fashionablen Westen zuzueilen. Hier ist die Sünde doppelt groß; hier konnte der gesellschaftliche Verkehr, die empfangene Bildung, die gebotene Gelegenheit zum Kunstgenusse, die Gelegenheit zur Bewunderung der Naturwunder erziehend einwirken und den jedem Menschen innewohnenden Trieb zum Aberglauben vollends ersticken. Wenn das nicht geschehen, so ist das nicht nur Mangel der Erziehung, sondern auch Mangel an Seelenbildung und nicht in letzter Linie Mangel an Pflichtbewußtsein, das jenen Kreisen, die den inferioren Schichten der Bevölkerung als gutes Bei-

spiel dienen sollten, innewohnen müßte. Wenn es bei dem traurigen Handel, der hier geschildert wurde, Schuldige giebt, wenn es Menschen giebt, die für einen groben Unfug verantwortlich gemacht werden sollen, so sind sie nicht unter jenen zu suchen, die dieses traurige Handwerk betreiben, nicht unter jenen, die einem erklärlichen inneren Drange folgend es benützen, sondern unter jenen Auserwählten der Gesellschaft, die wider besseres Wissen diesen Unfug großziehen und befördern.

Stellenangebote.

Der Kampf um den Futterplatz ist seit uralten Zeiten das Hauptmotiv allen Streites, allen Haders und aller Niedertracht gewesen und trotz aller Verfeinerung der Sitten und Veredelung der Menschennatur, ist der Kampf um den Futterplatz noch heute ein erbitterter und schonungsloser. Noch heute herrscht auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit der rücksichtslose, erbitterte Faustkampf, um für sich selbst die bestmöglichsten Lebensbedingungen zu erhalten und sie ohne Skrupel dem andern abzuschneiden. Gewiß haben Gesetz und Sitte viel dazu beigetragen auch hier mildernd und sichernd einzu-

›ft durch den Einsatz der ganzen
mit dem Aufwand erhöhten
c Fähigkeiten um Stellung und
und Macht. Der Stärkere wird
: Sieger sein, wenn es sich wohl
e Stärke des Armes oder der
dern um die Stärke des In-
oralische Stärke der Persönlich-
ſetzen muß, um ihren Platz in der
lten.

ı Anzeigenteil der großstädtischen
›ie uns dieser Teil der modernen
ch das Spiegelbild des Lebens-
gen führt, wie der Kampf um den
großen Teile der Kulturmensch-
Die Stellenangebote in diesen
eben uns zwar nicht ein voll-
s Kampfes, aber sie zeigen uns
und uns vielsagende Episode
am modernen Menschenmarkte,
›er Erschlagenen, das sind die

Formen
bot und
wirkende
Kraft o
telligenz,
tragen.

Bei
uns eine
Wenn w
wir auf
Gunsten
die Nach
Angebot
Hilfskrä
günstige
wollte,
der Ste
weniger
abzuwa
Vakanz
Bewerb

durch die Konkurrenz erdrückten Gestalten der kulturell Minderwertigen, wie die blutigen Opfer einer großen Weltschlacht darstellen. Wir bekommen in dem Stellenmarkte der Anzeigenteile nicht den Weltmarkt der industriellen Arbeit zu Gesicht, der wickelt sich in ganz anderer Weise und in ganz anderen Formen ab. Wir erblicken darin meist nur das Angebot und die Nachfrage nach jenen meist nicht manuell wirkenden Persönlichkeiten, die statt ihrer rohen Kraft oder ihrer manuellen Fertigkeit ihre Intelligenz, ihr intellektuelles Können auf den Markt tragen.

Bei Beobachtung dieser Anzeigen dürfen wir uns einer rein optischen Täuschung nicht hingeben Wenn wir die Zeitung zur Hand nehmen, könnten wir auf den ersten Blick meinen, daß der Kampf zu Gunsten der intellektuellen Arbeiter stehen muß, denn die Nachfrage nach diesen ist darin größer, wie ihr Angebot. Man sucht auf viel größerem Raume die Hilfskräfte, als sich solche anbieten. Wer daraus die günstigere Position der Stellensuchenden ableiten wollte, ergiebt sich einem Trugschluß. Das Angebot der Stellensuchenden ist ein geringeres, weil es weniger Aussicht auf Erfolg hat, sich anzubieten, als abzuwarten, bis man durch Kenntnisnahme einer Vakanz in den Zeitungsannoncen in die Reihe der Bewerber tritt. Nur Verzweiflung oder besonders

ausgebildetes Unternehmergenie des Stellungsuchenden führt diesen dazu, selbst als Suchender aufzutreten. Die große Masse wartet, bis irgend ein Chef in den Zeitungsspalten die Mitteilung macht, daß in seinem Hause eine Vakanz vorhanden, um sich dann mit dem ganzen Rudel der Stellenhungrigen um diese Stelle zu bewerben und zu den Vielen zu gehören, die berufen erscheinen und selten der Einzige zu sein, der auserwählt wird.

Wer ein Zeitungsblatt in die Hand nimmt und darin diese verhältnismäßig große Fülle der offenen Stellen zu Gesicht bekommt, kann leicht verführt werden zu meinen, daß wir in einer glücklichen Zeit leben, wo die Arbeit für jeden auf der Straße liegt und jeder, der nicht gerade faul ist, berufen erscheint, von dem Füllborne des Dargebotenen zu naschen. Wie groß ist der Irrtum! Wollte sich jeder, der so denkt, nur in Erinnerung bringen, daß auf jede der angebotenen Stellen, Dutzende, ja Hunderte der auf der Lauer liegenden Stellensuchenden kommen, die sich im wilden Wetteifer darum bewerben, und daß nur gewöhnlich Einer von Vielen auserwählt werden kann. Für die die Stellen Anbietenden, ist dieser Wettbewerb natürlich von großem Vorteile; die Reserve der Arbeitslosen verschlechtert auch hier, auf den nicht direkt industriellen Arbeitsgebieten, wo Intelligenz und Bildung in die Wagschale fallen, die

Lebensbedingungen der in Stellung Befindlichen. Sie verschlechtert deren Gehälter und ihre ganze soziale Stellung. Welche Täuschung zu glauben, daß auf jenen Gebieten das Eldorado der Arbeit zu finden ist, daß der Besitz gewisser Fachkenntnisse und einer allgemeinen Bildung schon bessere Lebensbedingungen mit sich bringen, als sie ein Handarbeiter zu erringen versteht. Das trifft schon lange nicht mehr zu, und bis auf die gesellschaftliche Stellung ist gewöhnlich ein Fabrikarbeiter in guten Fabrikzweigen materiell besser gestellt, als ein junger Kaufmann. Man wird einwenden, daß persönliche Tüchtigkeit auch hier dazu beitragen wird, die Stellung des Einzelnen zu erhöhen. Das trifft ja zu, wenn man eben nur an den Einzelnen denkt, der eine solche Stellung erobert hat. Wie viele tüchtige Persönlichkeiten gehen zu Grunde, weil sie niemals in die Lage kamen eine Position zu erwerben, wo sie ihre Fähigkeiten entfalten könnten, die niemals im Leben auf den rechten Platz gestellt wurden! Das Tüchtigsein wird den Leuten ziemlich schwer gemacht, und es darf nicht vergessen werden, daß zur Bethätigung von persönlicher Tüchtigkeit, von hervorragenden Leistungen, auch der Boden gegeben werden muß, auf welchem Tüchtiges geleistet werden kann. Setzt die bestentwickelte Palme in sandigen Boden, sie wird nicht gedeihen, das bestentwickelte Samenkorn

wird auf steinigem Felsen keine Wurzel fassen können. Der Kampf um den Futterplatz!

Neben dem großen Andrange, der sich um die in den Zeitungen ausgeschriebenen Stellen bemerkbar macht und der für den einzelnen Bewerber die Chancen auf Erfolg beinahe zu einem Lotterieeinsatz gestaltet, kommt noch in Betracht, daß die meisten und vor allem die wirklich guten Stellen auf andern Wegen als auf dem Zeitungswege zur Besetzung gelangen. Diese Vakanzen dringen erst gar nicht in die breitere Oeffentlichkeit, sie werden durch persönliche Bekanntschaft, durch herumerzählen und Empfehlungen besetzt. Daher kommt es, daß man in den Zeitungen die höheren, leitenden Stellungen für entwickelte Persönlichkeiten höchst selten findet. Diese ersten Stellungen gelangen gar nicht auf den Stellenmarkt. Man denke sich in die Lage einer gescheiterten Existenz, die durch finanzielle Schwierigkeiten ihre Selbständigkeit verloren hat und die nun gezwungen ist eine Stellung zu suchen. Es ist selbstverständlich, daß sich eine solche Persönlichkeit, die erstens durch ihre Leistungen, durch Alter, Erfahrungen und Sachkenntnisse in erster Linie berufen wäre, eine höhere, gut dotierte Stellung zu bekleiden, sich nicht mit einem Schreiber- oder Stadtreisenden-Posten begnügen kann. Wenn eine solche Persönlichkeit gezwungen ist sich auf die Zeitung zu verlassen, dann

ist sie übel daran. Tag für Tag durchblättert solch ein Mann den Stellenteil der großen Anzeigenblätter ohne nur einen Strohhalm zu finden, an den er sich klammern kann. Durchwegs sind es jüngere Leute für untergeordnete Stellungen, die gesucht werden, und nur höchst selten findet man etwas darin verzeichnet, das auch für eine Persönlichkeit der geschilderten Situation passen könnte. Und doch ist gerade die Zahl solcher Stellensucher Legion. Finden sie aber dann wirklich einmal eine Anzeige, in der die ausgeschriebene Stellung für sie passen würde, so überkommt sie das unheimliche Bewußtsein, daß bei der ungeheuren Masse der anstürmenden Offerten das Lotteriespiel der Bewerbung fast vergeblich ist. Es gehört viel Glück dazu, zu den auf die schockweise eingehenden Offerten Auserwählten zu gehören, ein Sonntagskind muß man sein, wenn man berufen wird.

Auf die Masse der Stellensucher wird von verschiedenen Seiten spekuliert. Es giebt eine ganze Menge von Berufsarten, die nur von früher selbständigen und verfrachten Existenzen ergriffen werden. Berufsarten, denen sich niemand von Anfang an widmet, deren Angehörige nur durch die Not gezwungen sich dazu hergeben, und die den Beruf nur als den Strohhalm benützen, den sie aus Verzweiflung ergreifen. Diejenigen aber, die

Leute brauchen, legen ihre verlockenden Schlingen in den Stellenangeboten der „Kleinen Anzeigen“ aus, wissend, daß die große Masse der Deklassierten ihrem Rufe schließlich folgen muß .Berufsarten der geschilderten Art sind unter anderen die Versicherungsagenten und die Inseratenacquisiteure. Solche Stellungen sind immer offen! Immer werden zahlreiche Persönlichkeiten für diese Gebiete gesucht und den verzweifelt nach Stellung ringenden fallen immer und immer wieder diese Angebote der Versicherungsgesellschaften und der Zeitungs- und Reklame-Unternehmungen auf. Nur haben alle diese Angebote einen Haken. Sie stellen dem Bewerber kein Fixum in Aussicht, sondern in der Regel nur eine Provision, und die der Verzweiflung nahen, brauchen aber in erster Linie ein Fixum, da der neue Beruf, wenn sie auch für ihn taugen würden, ihnen im Anfange, wo ihnen die Gepflogenheiten und die Technik noch fremd sind, keinen Nährboden abgeben würde. Das bei diesen Stellenangeboten manchmal zugesicherte Fixum tritt aber gewöhnlich erst in Kraft, wenn sich die Eignung der betreffenden Persönlichkeit durch erzielte Erfolge ergeben hat. Wie schwer es aber ist, gerade auf diesen Gebieten Erfolge zu erzielen, weiß jeder; man weiß auch, daß diese Berufsarten nicht für jede Persönlichkeit passen, daß gewisse Eigenschaften dazu gehören, die nicht jeder besitzt.

Kein Wunder also, wenn das Gros der angebotenen Stellen durch Gesuche dieser und ähnlicher Art ausgefüllt ist.

Nächst den Gesuchen von Versicherungsagenten und Inseratenacquisiteuren findet man die Gesuche von Reisenden noch am häufigsten. Der Reisende ist für die meisten Geschäfte der Hauptmotor des Erfolges. Ein tüchtiger Reisender macht sich immer bezahlt und daher ist die Nachfrage nach solchen immer eine große. Da es beim Engagement eines Reisenden leicht festzustellen ist, ob er mit Erfolg thätig gewesen ist, so ist das Engagement bei festem Gehalte kein großes Risiko für den Chef. Die wirklich tüchtigen Reisenden sind eigentlich die Hätschelkinder des Kaufmannsstandes und die Nachfrage nach ihnen ist bedeutend größer als das Angebot. Doch auch hier giebt es einige Branchen, deren Reisestellen nicht beliebt sind und bei deren Vertretung die Erfolge sehr schwer zu erzielen sind. Diese Branchen, wie die Wein- und Cigarrenbranche, suchen auch thatsächlich dauernd Reisende. Von denen, die die Stellungen annehmen, muß jedoch gewöhnlich bald ein großer Teil wegen Mangel an Erfolg zurücktreten. Nur ganz besonders zu diesen Berufszweigen geeignete Persönlichkeiten wissen sich da zu halten.

Die Fülle der Gesuche nach Persönlichk
den hier erwähnten Berufsarten erklärt sic
daraus, daß wirklich tüchtige Persönlichkeit

Art äußerst selten sind. Man will Leute haben, die durch ihre ganze bisherige Thätigkeit einen Erfolg in sichere Aussicht stellen, und solche Leute, die diesen Anforderungen genügen können, werden selten in die Lage kommen, ihre Stellungen verändern zu müssen. Wo sie etwas wirkliches leisten, sind *sie* Herren der Situation innerhalb des Geschäftes und schwingen sich vermöge ihrer Tüchtigkeit nicht nur zu einer ihren Leistungen entsprechenden gutbezahlten Stellung auf, sondern werden nicht selten Teilhaber an dem Geschäfte selbst, das sie vertreten. Es ist dies für viele Chefs der einzige Ausweg, sich die tüchtige Kraft zu sichern.

Die Menge der Verzweifelten aber, die sich auf solche Gesuche melden, in der Meinung Boden zu fassen und sich in dieser ihnen neuen Berufsart mit Erfolg zu bethätigen, ist sich schon nach wenigen Tagen darüber klar, daß sie auf dem Holzwege ist, und giebt gar bald die Aussicht und auch die Thätigkeit auf.

Wenn wir hier die größte Menge von offenen Stellungen angeführt haben, so giebt es gewisse Berufsarten, wo die offenen Stellungen sehr gering sind, dafür die Zahl der Bewerber eine unermeßlich große ist. Dies trifft auf alle jene Berufsarten zu, wo wenig besondere Fachkenntnisse nötig sind, wo diese wenigen Fachkenntnisse leicht zu erlernen sind,

so daß die Anforderungen leicht erfüllt werden. Buchhalter, Schreiber, Korrespondenten wird es immer in Massen geben, weil sich schließlich jeder leicht die dazu nötigen Kenntnisse anzueignen im Stande sein wird. Wenn einmal so eine Stelle ausgeschrieben ist, dann kommen die Offerten hundertweise in die Hände des Inserenten geflogen. Von diesen unendlich zahlreichen Bewerbern, kann natürlich nur immer einer engagiert werden und die übergroße Masse der andern Bewerbungsschreiben fliegt in den Papierkorb. Das Geld für Porto und Schreibmaterial, sowie die Zeit, die geopfert wird, ist umsonst verwandt worden. Wenn man einmal zusammenrechnen würde, was in dieser Beziehung an vergeblicher Arbeit und an Geld aufgewandt wird, möchte auch eine ganz schöne Summe zusammenkommen. Ich habe hier hauptsächlich an jene Stellenangebote gedacht, bei welchen sich der Suchende unter dem Mantel der Anonymität verbirgt. Er thut dies zumeist darum, um sich des lästigen Andranges der Stellensuchenden zu erwehren. Macht einmal einer von dieser Vorsicht keinen Gebrauch, so gleicht am Tage der Insertion sein Kontor einer belagerten Festung. Manchmal treffen die Bewerber in dichten Scharen ein, um sich um die Stelle zu bemühen, und ein heißer, persönlicher Ko
kampf entsteht unter ihnen, bis endlich eine

gekommenen, als der Auserwählte, von den andern beneidet, von dannen geht.

Ein Hauptkontingent der angebotenen Stellen bilden die Lehrlingsstellen, die immer zu haben sind und für die immer Bewerber gebraucht werden. Kein Wunder! Der Lehrling ist eine Arbeitskraft die nichts kostet und manchmal sehr viel leistet, sogar oft mehr als ein gut bezahlter Kommis. Die berüchtigten Lehrlingszüchtereien beschäftigen Lehrlinge, um die teuren Gehälter zu sparen. Sind die Lehrlinge herangewachsen, dann werden sie unbarmherzig an die Luft gesetzt und an ihrer Stelle neue, nichts kostende engagiert. „Ihr laßt den Armen schuldig werden", könnte man hier zitieren, „dann überlaßt Ihr ihn der Pein." Daß diese Lehrlingszüchterei den erwachsenen Personen, die auf ihren Erwerb angewiesen sind, starken Abbruch thut, ist klar, und vergebens hat man bis jetzt auf eine gesetzliche Regelung des Lehrlingsunwesens gerechnet.

Ein weiterer Schaden für die Stellensuchenden ist das überreiche Angebot von Volontären, Söhnen wohlhabender Eltern, die ohne Entgelt zu verlangen Stellung in großen Häusern übernehmen um ihre Kenntnisse zu vermehren. Das Volontärwesen ist ein Krebsschaden des Stellungsmarktes; es tritt namentlich dort stark in Erscheinung, wo die bevorzugte Lage der Stadt bei vielen reichen Leuten den

Wunsch rege macht, einen Teil ihrer Wanderjahre innerhalb derselben zu verleben. In einer Stadt, wie Berlin, wird es jedem Geschäftsinhaber leicht, Volontäre zu erhalten, da es in der Provinz genügend reiche Leute giebt, die ihren Söhnen gerne die Mittel geben einige Zeit in der Hauptstadt zu leben und den dortigen Markt kennen zu lernen. Für all die vielen strebsamen jungen Leute, die ebenfalls um ihre Kenntnisse zu bereichern, gerne aus der Provinz nach Berlin eilen mögen, ist das Volontärwesen das Hindernis, das ihnen ihren Plan vereitelt, denn jeder wird lieber die unbezahlte Kraft nehmen, als die bezahlte.

Fast vollständig ausgeschlossen aus dem Stellenmarkte sind die Stellungen der geistigen Berufsarten. Derjenige, der nach diesen sucht, der kann oft wochenlang den Annoncenteil der Zeitungen durchblättern, ehe er etwas findet, das seinen Ansprüchen nur halbwegs geeignet erscheint. Enttäuscht wird er täglich die Zeitung aus der Hand legen. Er wird viel häufiger eine Stellung aus der Schmirgelbranche oder aus der Kolonialwarenbranche ausgeschrieben finden, denn eine Stellung geistiger Art.

Wie nun das Weib überall die Konkurrentin des Mannes geworden ist, so äußert sich das auch auf dem Stellenmarkte. Die zur Besetzung von Stellen gesuchten Frauen überschreiten schon fast die Zahl der

Stellenangebote für Männer. Nicht gemeint sind hier die speziell für das weibliche Geschlecht bestimmten Stellungen niederer Art, für den Haushalt oder speziell weiblicher Berufszweige in der Putzbranche und Industrie, noch Gesuche nach Arbeiterinnen derselben Branche. Wir ziehen zunächst jene Berufszweige in Betracht, wo das Weib dem Manne bereits empfindliche Konkurrenz macht, beziehungsweise wo sie ihn schon fast verdrängt hat. Zu diesen Berufszweigen gehören die Kontorstellungen zur Bedienung der Schreibmaschine, in Verbindung mit Stenographie. Das Schreibmaschinenmädel ist zwar eine „Erfindung der neuesten Zeit", aber sie hat rasch ihren Siegeslauf durch die Kontors gemacht. Vor zehn Jahren war die Schreibmaschine noch etwas seltenes in deutschen Bureaus; heute bedient sich schon fast das kleinste Kontor dieser amerikanischen Erfindung. Anfangs haben sich ausschließlich Männer mit dem Schreiben auf der Maschine beschäftigt. Aber bald haben die Agenturen, die sich um die Einführung der Schreibmaschine bemühten, eingesehen, daß die Verbreitung ihrer Maschinen von der Billigkeit des Bedienungspersonals abhängt, und so haben sie sich entschlossen, stets einige junge Damen in der Handhabung der Maschine gratis auszubilden, um den Käufern genügend geschultes Bedienungspersonal zu obendrein billigen Preisen, zur Verfügung halten

zu können. Da die Bedienung der Schreibmaschine ohne Kenntnis der Stenographie wenig Zweck hat, ging das Studium der Geschwindschrift mit der Aneignung der Fertigkeit auf der Maschine Hand in Hand. Die Stenographinnen vermehrten sich zusehends und da die Schreibmaschine sich jeden Tag weitere Gebiete erobert, so ist die Nachfrage nach jungen Damen, die in dieser Beziehung etwas zu leisten imstande sind, ziemlich groß. Die Männer sind aus diesen Stellungen fast ganz verdrängt worden, und es ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die kaufmännische Korrespondenz ganz in den Händen der Frauen liegen wird. Es ist bezeichnend, daß sehr viel kleine Leute, Arbeiter, Portiers u. s. w. ihre Töchter auf der Schreibmaschine ausbilden lassen, um ihnen eine bessere Lebensstellung zu sichern. Zur Zeit ist thatsächlich, wegen der gesteigerten Nachfrage das Gehalt für geübte Schreibmaschinen-Schreiberinnen ziemlich hoch. Es besteht die Gefahr, daß bei anwachsender Konkurrenz und wenn die Verbreitung der Maschine ihren Höhepunkt erreicht haben wird, ein Fallen des Gehaltes eintreten dürfte. Immerhin sind die Damen billigere Arbeitskräfte als die Männer.

In die anderen kaufmännischen Berufsarten beginnt die Frau auch schon allmählich einzudringen. Weibliche Agentinnen und Geschäftsreise

lange nicht mehr etwas Seltenes und in gewissen Branchen, wie in der Papierbranche, im Buchhandel und selbstverständlich in der Modebranche hat sich die Frau schon lange eine große Stellung erworben. Immerhin ist die Modebranche ihr Hauptgebiet und namentlich in Berlin, dem Hauptsitze der Konfektion, findet sich für Frauen ein ausgedehntes Arbeitsfeld. Die großen Geschäfte dieser Branche suchen fortwährend weibliche Hilfskräfte, namentlich beim Herannahen der Saison in den Engros-Geschäften. Für Berlin hat der Beruf der Konfektioneuse etwas Typisches. Die „Gelb-Sterndame" erfreut sich sogar einer gewissen Weltberühmtheit. Mit Gelb-Stern bezeichnet man jene Damen mit großer schlanker Figur und dünner Taille, die die typische Figur der Norddeutschen haben. Die Konfektionsgeschäfte brauchen solche Damen zum Anprobieren der fabrizierten Ware. Die Mäntel und Jaquetts dieser Maße werden durch einen aus gelben Fäden aufgehefteten Stern bezeichnet. Aus diesem Merkmale hat sich nach und nach die Bezeichnung „Gelb-Stern" auf jene Damen übertragen, die die zu diesen Jaquetts passenden Figuren besitzen.

Der Umstand, daß in der Konfektion in Berlin meist Damen von guter Figur Verwendung finden, hat es wohl veranlaßt, daß diese Branche die Hauptquelle des galanten Berlin ist. Die Anstellung in solch einem Konfektionsgeschäft ist leider oftmals für

manche Dame nur der Deckmantel für ihren Nebenberuf als „Braut" irgend eines Galans; die ewige Braut, die, wenn das Brautverhältnis mit dem Einen zu Ende geht, flugs mit dem Andern in den Brautstand tritt. Die Berliner Konfektioneuse ist typisch für das arme Mädchen, dessen einziges Kapital seine Schönheit ist. Sie versucht sie weidlich auszunützen und zu genießen. Sie sucht sich einen Bräutigam in möglichst günstiger Position, um mit ihm die freien Abende und die Sonntage zu verbringen. Die Konfektioneuse liefert das hauptsächlichste Material der wilden Ehen und der sogenannten „Verhältnisse" und schon längst hat sie sich in dieser Eigenschaft eine Stellung in der Litteratur erworben. Eine ganze Klasse von Berliner Romanschriftstellern widmet ihre Kunst der Verherrlichung der „Gelb-Sternbamen".

Manchmal gelingt es solch einem Mädchen wohl, das ersehnte Ziel zu erlangen und aus dem Brautstand einen Ehestand zu machen. Aber höchst selten genug ist das der Fall. Es wird daher von keiner Seite mit der Dauerhaftigkeit des Verhältnisses gerechnet. „Ist es nicht morgen, so ist es noch heut'", denkt man sich in jenen Kreisen und so schlürft man den süßen Trank der Liebe, gemischt mit dem Trank des Gegenwartsvergessens. Oefter als der Weg nach oben zur Ehe, wird der Weg nach unten zur Pro-

stitution eingeschlagen. Das Verderben droht diesen Mädchen von allen Seiten und nicht selten, sondern nur zu häufig, von den eigenen männlichen Kollegen des Geschäftes.

Die Frau in den übrigen Branchen des überweiten Reiches der Mode befindet sich fast durchwegs in sittlich und materiell besserer Position, als in der Konfektion. Die Gefahren sind nicht so groß und die Thätigkeit ist eine lebhaftere und anstrengendere, als daß sie Zeit zu schlechten Gedanken übrig lassen sollte. Namentlich ist die Direktrice des Putzgeschäftes, wenn sie geschickt ist, eine gesuchte Persönlichkeit, die in jeder Beziehung gute Stellungen zu erhalten vermag.

Bei der Zunahme der Großbazare in Berlin, ist die Frau auch als Verkäuferin stark in den Vordergrund getreten. Die meisten Geschäfte dieser Art beschäftigen Herren nur als Departements-Chefs, während sie die übrigen Hilfsstellungen mit jungen Damen besetzen. Auch die Kassenführung und die Expedition liegt in den Händen von Damen. Die Angebote solcher Stellen sind sehr häufig und mehren sich namentlich um die Weihnachtszeit herum.

Im allgemeinen ist das Stellenangebot für Frauen ein größeres als für Männer. Die Ursache ist aus den angeführten Gründen leicht erklärlich.

Noch ist die Arbeitskraft der Frau bedeutend billiger als die des Mannes und im kaufmännischen Betriebe, namentlich soweit es sich nicht um leitende Stellen handelt, ist der Mann auch leichter durch die Frau zu ersetzen als in der Industrie, wo die Frau vermöge ihrer physischen Schwäche nicht leicht den Mann zu verdrängen imstande ist.

Aus allem können wir jedoch ersehen, daß die Lage der intellektuellen Arbeiter, die wir hier ins Auge gefaßt haben, eine äußerst schlechte und fragwürdige ist. Der Kampf ums Dasein wird ihnen unendlich schwer gemacht, er, der bisher durch den Kampf der Begabten gegen die Minderbegabten, der Tüchtigen gegen die Untüchtigen verschärft war, erhält in den letzten Jahren eine weitere Verschärfung durch den Kampf der Geschlechter. Beide ringen jetzt um den Futterplatz, sich gegenseitig verdrängend und sich gegenseitig die Lebensbedingungen erschwerend. Hinter den Kämpfern entwickelt sich die lange Reihe ihrer Opfer und die schwarzen Massen der Elenden und Verkommenden. Es giebt in diesem Kampf unendlich viel Kämpfer, aber nur verhältnismäßig wenig Sieger. Nur Wenigen gelingt es, sich aus der abhängigen Stellung zur eigenen Selbständigkeit emporzuarbeiten, aber eine um so größere Masse sinkt kampfesmüde in immer tiefere Abhängigkeit und in niederere Stellungen. Die Pro-

letarisierung geht nirgends so rasch von statten, als bei den nicht zum Proletariat gehörigen Arbeitern der kaufmännischen Betriebe und der sonstigen, nicht mit physischer Arbeit wirkenden Berufskreise.

Stellengesuche.

Die Zahl der Stellungsgesuche ist nicht groß. Man darf aber durchaus nicht etwa schließen, daß die Zahl der Stellungsuchenden auch eine geringe sei. Die Macht des wirtschaftlich Stärkeren hat es zuwege gebracht, daß bei dem Vorgange der Stellenbesetzung, der, der die Stelle zu vergeben hat, den Vortritt behält. Er ruft, und alle, alle kommen. Es ist ihm dadurch die Möglichkeit gegeben zu wählen und die in seinem Interesse gelegene Kombination von größten Fähigkeiten und niedrigsten Ansprüchen zu erreichen. Diese Erkenntnis führte dazu, daß der, der eine Stelle zu vergeben hat, nicht erst abwartet, bis einmal ein ihm passendes Angebot in der Rubrik der Stellungsgesuche erscheint, sondern selbst eine Stelle ausschreibt. Daher kommt es auch, daß die Stellengesuche von den Interessenten gar nicht oder nur sehr wenig gelesen werden. Das Inserieren verliert an Wert. Aus dieser Erkenntnis resultiert die

Erscheinung, daß viel weniger Stellen gesucht werden, als es eigentlich Stellungsuchende giebt.

Die wenigen Stellengesuche, die wirklich in den Zeitungen enthalten, sind mehr oder weniger Versuchballons solcher Persönlichkeiten, die auf der Suche nach einer Stelle schon üble Erfahrungen gemacht haben und die diesen Weg auch nicht unversucht lassen wollen. Die wenigen Stellengesuche sind daher wohl kein Beweis, aber ein Symptom des großen Stellenelends.

Unter den männlichen Suchenden finden sich auch zumeist solche Persönlichkeiten, die keinem bestimmten Fache angehören, die sich für alles bereit erklären und denen es nur darum zu thun ist, eine Stellung um jeden Preis zu erringen. Zum großen Teile finden wir hier gerade jene Persönlichkeiten als Suchende auftreten, für die der Markt der angebotenen Stellen selten oder fast nie etwas bringt. Es sind dies die früher einmal selbständig gewesenen Persönlichkeiten, die sich wieder in abhängige Stellung begeben müssen, sich jedoch nicht zu einer untergeordneten Stellung entschließen können und in irgend einem ihren Fähigkeiten entsprechenden Betriebe, eine leitende Stellung suchen. Gewöhnlich suchen diese Persönlichkeiten nach sogenannten Vertrauensstellungen.

Es ist selbstverständlich, daß alle Stellen-

suchenden „Primakräfte“ sind und „Primazeugnisse“ besitzen, die Kaufleute sind gewöhnlich „routiniert“, die Verkäufer „tüchtig“, die Reisenden „gut eingeführt“. Nirgends findet man so viele Sprach-Clichées, als in den Selbstanpreisungen der Stellensuchenden. Das ist natürlich kein Wunder; wer eine Ware zum Markte trägt, muß sie anpreisen und wer seine eigene Persönlichkeit zu Markt trägt, muß diese selbst anpreisen.

Wie viele Hoffnungen, manchmal letzte Hoffnungen, mag mancher an solch ein Inserat in der Zeitung knüpfen. Er wird es mit großem Interesse nachlesen und sich die bange Frage vorlegen, ob es auch sehr auffallend sei und ob es gut abgefaßt ist. Das ist natürlich gar nicht von Belang. Wer eine Stelle zu besetzen hat und die Besetzung nach den Stellengesuchen in der Zeitung vornehmen will, der wird die betreffende Rubrik genau durchlesen, von Anfang bis zu Ende. Ob die Anzeige auffallend ist oder nicht, kommt dabei gar nicht in Betracht. Er wird diesem oder jenem schreiben, in der Regel gleichzeitig mehreren, denn der Chef will auswählen können unter vielen. Der Suchende wird sich am andern Tag, nachdem seine Anzeige in der Zeitung gestanden, nach dem Expeditionsbureau begeben und wird Nachfrage halten.

Na also — da ist ein Schreiben! Nur eines,

aber wenn das zum Engagement führt, ist es ja auch genug. Neugierig öffnet er es und wirft den Inhalt enttäuscht und und wütend auf die Erde. Eine Zeitungsexpedition hat die Anzeige ausgeschnitten und empfiehlt sich dem Suchenden für die Insertion der betreffenden Anzeige in ihrem Blatte. Eine ekelhafte Enttäuschung, an die solche Unternehmer denken sollten, ehe sie ihre gewöhnlich zwecklosen Offerten, in diesem Falle abgeben. Hat der Stellensuchende mehr Glück, dann findet er wohl ein oder unter Umständen auch mehrere Schreiben unter seiner Chiffre. Er schwelgt in Hoffnungen. Doch auch hier heißt es Menschenkenner sein und wissen, daß einer, der auf ein Inserat seine Adresse abgiebt, noch nicht immer gesonnen ist auf das Angebot des betreffenden Inserenten einzugehen. Bei den meisten Menschen gilt da das Prinzip, einmal zu horchen und zu hören um was oder in diesem Falle, um wen es sich handelt; man kann ja in die Lage kommen, von dem Angebot Gebrauch zu machen. Der Stellensuchende, der so ein paar Adressen in der Hand hält, giebt sich aber der Hoffnung hin, daß doch mindestens eines dieser Angebote zum Erfolg führen muß, er wird zuversichtlich und täuscht sich in der Annahme, daß man sich um ihn reiße. Nein, keinesfalls ist es so. Er kommt dahin und dorthin, man läßt ihn nicht einmal gleich vor, man muß sich erst entsinnen, um was es

sich handelt. „Ach so, Sie haben inseriert", und dann entläßt man ihn mit der nichts kostenden Weisung, daß „man schreiben werde". Ja, man wird schreiben und so hat er nun die angenehme Aussicht, auf dieses Schreiben bis zum Sankt Nimmermehrstag zu warten.

Dies ist so der durchschnittliche Gang der Dinge bei den Stellungsgesuchen. Die allgemeine Erfahrung und die den Stellensuchenden gewöhnlich gebieterisch auferlegte Sparsamkeit, hält deshalb die meisten ab, ihre Sehnsucht nach einer Stellung in der Zeitung zu publizieren.

Etwas anderes ist dies bei den sogenannten Arbeitsstellen, namentlich bei den weiblichen Arbeiterinnen und beim Hausgesinde, bei denen das Stellengesuch mehr die Regel bildet, und wo es auch meistenteils von Erfolg gekrönt ist. Wir sprechen darüber an anderer Stelle.

Die Stellengesuche weiblicher Personen gehören auch zumeist in den Bereich des Hauswesens und der häuslichen Dienststellen, zum geringsten Teil in das Gebiet der kaufmännischen Berufszweige. Wieder ein Beweis, daß die Frau im kaufmännischen Betriebe leichter eine Stellung findet als der Mann.

Der Arbeitsmarkt.

Jene Stellungen, bei denen es sich mehr um manuelle Leistungen und nicht um Persönlichkeit, Branchekenntnisse und höhere Fertigkeiten handelt, die man gewöhnlich unter dem Begriff der Arbeit, der Arbeit auf den großen Gebieten der Industrie zusammenfaßt, finden in den kleinen Anzeigen wenig Platz. Wohl giebt es noch einige Handwerker, die ihre Arbeiter durch kleine Anzeigen suchen, diese bilden aber die Ausnahme. Das Stellenvermittlungswesen in der Industrie wird immer mehr in geregelte Bahnen gebracht und fast jede Gewerkschaft hat jetzt schon ihre organisierte Stellenvermittlung. Die Zentralisierung dieser Stellenvermittelungen des ganzen Reiches ist im rasch gedeilichen Ausbau begriffen und es ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die Zentralarbeitsbörse auf die Ware „Arbeit" ebenso das Angebot und die Nachfrage vermittelnd einwirken wird, wie dies auf der Effekten- und der Warenbörse geschieht. Die im kleinen Anzeigenteil erscheinenden Arbeitsangebote und Arbeitsnachfragen gehören zumeist nur in das Gebiet der persönlichen Dienstleistungen unterer Ordnung, oder in das Gebiet des häuslichen Lebens. Haus-

diener, Laufbursche, Packer, Kutscher, Diener, Köchinnen, Stubenmädchen, Ammen und Kindermädchen, dann auch Portiersleute werden durch die kleinen Anzeigen gesucht. Während gerade zu den weiblichen Stellungen der angeführten Art doch immerhin eine gewisse Berufsbildung gehört, ist bei den Stellungen für Männer in dieser Beziehung eine Berufsbildung durchaus nicht nötig. Darum sehen wir den Arbeitsmarkt der „Kleinen Anzeigen" von allen gelesen, die gerade ohne Stellung sind, gleichviel welchem Arbeitsberufe sie von Hause aus angehören. In der Not sind sie gesonnen, jede andere sich bietende Erwerbsgelegenheit zu ergreifen.

Da ist ein Klempner oder ein Tischler der vergeblich Arbeit in seinem Berufe sucht. Er wird die Zeitung durchstudieren und sich überall anbieten, wo man eine Arbeitskraft braucht, die mit zwei gesunden Händen und zwei gesunden Beinen ihr Pensum abzuwickeln hat. Er wird sich als Hausdiener, Packer, Träger melden und oft gelingt es ihm bei dieser Abweichung von der alten Position, in neue für ihn viel günstigere Verhältnisse hineinzugelangen.

Die Bedingungen des Arbeitsmarktes für Männer sind ganz andere wie bei den sogenannten intellektuellen Stellungen. Man sucht die Kräfte sofort und braucht die persönliche Konkurrenz. Auf

Offerte schreiben läßt sich da niemand ein. Zeugnisse und persönlicher Eindruck sind dabei die Hauptkonkurrenzmittel. In vielen Fällen heißt es da: „Wer zuerst kommt, malt zuerst!“ Der Bewerb um eine ausgeschriebene Arbeitsstellung, wird da oft zu einem Wettrennen. Es giebt Zeitungen in Berlin, die den Arbeitsmarkt am Abend vorher ausgeben und an die Reflektanten gratis verteilen lassen. Wer so gegen fünf Uhr Nachmittag vor einer Expedition des „Berliner Lokal-Anzeiger“ oder der „Morgenpost“ vorübergeht, kann beobachten, wie sich die Arbeitslosen nach den ersehnten Nachrichten drängen. Es ist ein rührendes Schauspiel zu sehen, wie sich die Leute schon einige Stunden vor der für die Ausgabe festgesetzten Zeit anstellen, damit sie nur ja die ersten sind, denen das beglückende Blatt in die Hände fällt. Endlich findet die Ausgabe statt. Hunderte Hände ringen danach. Mit wahrer Gier werden die Spalten durchflogen und im Nu muß sich solch ein Bewerber seine Tour zurecht gemacht haben, die er nicht etwa in aller Gemütsruhe, sondern im Laufschritt zurücklegen muß. Es entspinnt sich ein wahres Wettrennen. Schon einige Minuten nach Ausgabe der Zeitungen kommen die ersten Bewerber keuchend an. An der ersten Stelle wird der Wettbewerb gewöhnlich dadurch lahmgelegt, daß die Bewerber längere Zeit warten müssen, bis sie an die Reihe kommen. Erhalten sie, w

bei den meisten doch der Fall ist, die Stelle nicht, dann komen sie bei den andern Stellungen gewöhnlich auch schon zu spät. In sehr vielen Fällen gelingt es thatsächlich dem zuerst Ankommenden die Stelle zu erhalten. Man prüft bei solchen Stellungen ja auch nicht strenge. Gefällt die Person nur halbwegs, so versucht man es mit ihr, denn die Kündigungsfrist ist nicht lange, die Gehälter sind nicht groß.

Die Arbeitsuchenden, die am Nachmittag ihr Pensum nicht leisten konnten, werden am frühen Morgen aufstehen und in den Fünf-Pfennig-Lesehallen die Morgenzeitungen studieren und sich ihre Tour für den ganzen Tag zurechtlegen. Es ist keine leichte Verrichtung Arbeit zu suchen, und noch dazu Arbeit der einfacheren Art, bei welcher die Konkurrenz der Bewerber, wie im Kubik wächst. Der Suchende muß früh hinaus auf die Straße und im Winter oft noch beim Laternenschein die Straßen nach den großen Zeitungsmärkten durchwandern, und dann durch das unendlich große Berlin, wo die Arbeitsangebote von den entferntesten und am weitesten auseinander gelegenen Stellen zusammenlaufen. So geht die Wanderung den ganzen Tag, bis der Arme am Abend müde und hungrig zusammensinkt. Und dazu kommt, daß für diese Leute Arbeitslosigkeit gleichbedeutend ist mit Entbehrung, daß zu all dieser Müh und Plage, die moralische Depression der Sorge und die

physische des Hungers kommt. Und je mehr diese verschiedenartigen Depressionen auf so einen armen Teufel einwirken, um so weniger empfehlenswert ist sein Aussehen. Die Chancen für die Arbeit werden im selben Maße schlechter. Kein Wunder, wenn er zur Flasche greift, die ihn das Unerträgliche erträglich machen hilft. Und ist einmal dieser erste Schritt zum Abgrund gethan, ist die Gefahr groß, daß das moralische Gleichgewicht für immer verloren geht. So kommt es, daß einer manchmal tagelang, ja monatelang auf der Arbeitsuche ist ohne Arbeit zu finden, und daß durch die lange Dauer der Arbeitslosigkeit der letzte Rest von Kraft und Widerstandsfähigkeit verloren geht. Man kennt die Mühen und Martern eines Arbeitsjägers am Berliner Pflaster zu wenig, um einen Begriff zu haben, wie schwer, wie entsetzlich schwer ein solches Dasein ist.

Daß einer von den Arbeitslosen dieser Kategorie selbst zur Annonce greift, gehört zu den Seltenheiten. Nur wenige sind in der glücklichen Lage, das Geld für ein Inserat aufbringen zu können. Hat der Mann ein kleines Scherflein gespart, dann riskiert er es wohl zuweilen, ja er geht dann sogar oft so weit, daß er demjenigen, der ihm eine Stellung verschafft, 20 Mark oder noch mehr anbietet; ein Weg, der nie ohne Erfolg sein soll. Aber wie viel Schweiß und Sorge an solch einem Zwanzigmarkstück klebt, davon

macht sich derjenige wohl keinen Begriff, der es leichten Herzens in den Beutel steckt. Zur Zeit wo die Reservisten vom Militär entlassen werden, häufen sich auch die Inserate der Soldaten, die ihrer Entlassung entgegensehen und die mit Sorge der Zeit gedenken, wo sie wieder auf Erwerb angewiesen sein werden und nach den Jahren der Unterbrechung in ihrem Berufe wieder konkurrenzfähig sein müssen.

Anders gestaltet sich der Arbeitsmarkt für weibliche Angestellte. Soweit diese nicht als Verkäuferinnen in Geschäften oder in Bureaux als Schreiberinnen und Stenographinnen, Buchhalterinnen und Korrespondentinnen Stellung suchen, beschränkt sich der weibliche Arbeitsmarkt in den Zeitungen auf die in der Putzbranche und Konfektion beschäftigten Arbeiterinnen. Der Unterschied zwischen den Arbeitsangeboten für Männer und jenen für Frauen liegt darin, daß die Nachfrage nach den Letzteren das Angebot übersteigt. Die weibliche Arbeiterin braucht sich um die Stelle nicht zu reißen, sie ist deren, wenn sie nur halbwegs etwas zu leisten im Stande ist, gewiß. Namentlich in der Saison sind die Spalten der „Kleinen Anzeigen" voll mit Gesuchen um weibliche Arbeiterinnen für die Putz- Konfektions- und den verwandten Branchen, ohne daß die Nachfrage jemals genügend befriedigt werden kann. Mit der Nachfrage steigen natürlich auch die Löhne, die aber

trotz alledem noch immer nicht jene Höhe erreicht haben, daß sie den Mädchen ein genügendes Auskommen gewähren. Bei Zunahme der Nachfrage ist also als unmittelbare Folge, ein weiteres Steigen der Arbeitslöhne zu erwarten. Die Konjunktur ist nach dieser Richtung hin sehr ausdehnungsfähig. Noch besser, als die weiblichen Arbeiterinnen der Putzbranche, sind diejenigen Arbeiterinnen daran, die sich für das Hauswesen eignen. Der Dienstmädchenmangel hat in Berlin zur Zeit eine Dimension angenommen, die alle Grenzen übersteigt. Während man früher die Mädchen fast ausschließlich durch die sogenannte „Vermieterin" besorgte, hat sich nunmehr auch dieser Zweig der Arbeitsvermittlung der Zeitung bemächtigt. Da bessere Mädchen überhaupt nicht zu bekommen sind, so versucht man es gewöhnlich durch ein Inserat, um durch Angebot eines höheren Preises, die in Stellung befindlichen Mädchen auszumieten. Die Löhne sind für Köchinnen und Hausmädchen geradezu in den letzten vier Jahren in die Höhe geschnellt und sind durchschnittlich um 25 bis 33$^1/_3$ Prozent gestiegen. Kein Wunder wenn sich diese, also gesuchten Mädchen auf das hohe Pferd setzen. Da die Mädchen in der Regel keine Zeitungen lesen, so ist das Gesuch der Herrschaft auch ohne Erfolg, von umso größerem Erfolg ist das Stellengesuch des Mädchens. Sie braucht sich nur

einmal in die Zeitung rücken zu lassen, und dabei kommt sie doch immer noch billiger weg, wie wenn sie sich einer Vermieterin in die Arme wirft, und sie ist sicher, daß sie am andern Morgen um 9 Uhr eine Stellung hat. Ja, noch mehr, sie ist sicher, daß ihr eine ganze Auswahl von Stellungen zu Füßen gelegt wird, unter denen sie großmütig wählt. Eine Köchin oder ein Hausmädchen, die in der Zeitung steht, wird schon vor acht Uhr morgens von den Damen überlaufen, die zwischen Thür und Angel gewöhnlich im Korridor der Wohnung, in welcher das Mädchen zur Zeit im Dienste ist, verhandelt. Die Herrin der Situation ist natürlich das Mädchen. Sie stellt die Fragen, sie katechetisiert die „gnädige Frau" und stellt manchmal solche Fragen an diese, die sie zum Erröten bringen müssen, aber das macht nichts. Die Dame ist geduldig, weiß wohl, daß stolz sein hier nicht am Platze ist und sucht das Mädchen nach Kräften zu beruhigen und ihr den Himmel auf Erden zuzusichern. Das Geschäft wird perfekt, der Mietsthaler wird gegen das Dienstbuch ausgetauscht, die Insertionskosten muß die Herrschaft manchmal auch noch erlegen, und die nach acht Uhr anpilgernden Damen müssen vergebens abziehen. — Ist das Mädchen schlau, nun dann wird sie sich nicht gleich mit der ersten Dame einlassen, sie wird sich Bedenkzeit erbitten und in einer Stunde hat sie die Wahl unter einem Dutzend Stellungen.

Sehr zahlreich sind unter den Stellengesuchen des Arbeitsmarktes jene Gesuche junger Mädchen aus besseren Ständen, die aus Not gezwungen sind, in eine Familie als Haushälterin oder Gesellschafterin einzutreten. Gewöhnlich kinderreichen Familien entstammend, tritt an sie manchmal ziemlich unverhofft die Notwendigkeit heran, den Haushalt ihrer eigenen Eltern zu entlasten. Oft sind es Mädchen, die nicht darauf gefaßt waren, jemals in Stellung gehen zu müssen. Der Tod des Familienernährers setzt sie aber manchmal vor die harte Notwendigkeit. In Ermangelung anderer Vorkenntnisse müssen sie die in guten Zeiten erworbenen Fähigkeiten zur Führung eines Haushaltes, ihre Sprachkenntnisse und musikalische Bildung verwerten. Es entsteht die so oft genannte „Stütze der Hausfrau". Oft geben sich diese jungen Damen dabei noch immer schönen Hoffnungen hin, sie träumen von Stellungen bei reichen alten Damen, wo ein großes geselliges Haus geführt wird und wo ihnen Gelegenheit geboten ist, weite Reisen zu machen. Der Hintergedanke bei dieser Gelegenheit, auch einen reichen Bräutigam kapern zu können, dürfte nirgends fehlen.

Am Arbeitsmarkt einer großen Stadt spielen natürlich die A m m e n ein große Rolle und doch wird deren Zahl gewöhnlich überschätzt. [illegible] stischen Schätzungen beläuft sich der

Ammen in Berlin nicht über 1000 pro Jahr, so daß man wohl behaupten kann, daß die Säugung der Kinder nur in den seltensten Fällen durch Ammen besorgt wird, wenn man bedenkt, daß in Berlin im Jahre 1897 51099 Kinder geboren wurden. Die Annahme, daß die Säugung durch die Mütter vollzogen wird, dürfte aber auch nicht am Platze sein, da die künstliche Aufsäugung seit Erfindung der Soxlethapparate sich ungemein eingebürgert hat. Nichtsdestoweniger spielt die Amme in den Anzeigen des „Arbeitsmarktes" eine große Rolle. Sie ist ein schwunghaftes Handelsobjekt für die gewerbsmäßigen Stellenvermittler geworden. Diese beziehen die Ammen aus der Provinz und annoncieren deren Eintreffen in der Zeitung, wie man eine Ware inseriert, die eben frisch angelangt ist.

Eine besondere Beobachtung verdienen die Gesuche nach Portierstellungen. Sie sind äußerst zahlreich vertreten und gehören die Stellungen zu den gesuchtesten. Für zahlreiche kleine Leute bedeuten sie ein Ideal, daß mancher allerdings vergebens erträumt. Die Portierstellungen werden dabei garnicht bezahlt. Das Aequivalent für die gar nicht geringe Arbeit, die dieses Amt mit sich bringt, besteht meist nur in einer freien Wohnung, die in den meisten Fällen den Namen „Wohnung" allerdings nicht verdient. Gewöhnlich ist es nur e i n Raum, sehr oft

sogar nur ein Kellerraum, der diese „Wohnung" bildet. Aber trotzalledem sind diejenigen, die eine solche Portierstelle erhaschen, überglücklich, enthebt sie sie doch der schlimmsten und für den kleinen Mann drückendsten Sorge, um die Wohnungsmiete. Der Portier hat in der Regel irgend ein Gewerbe, das er in seiner „Wohnung" mit viel freierem Kopf ausüben kann, als wenn er am Ersten eines jeden Monats mit der Miete herausrücken muß. Außerdem wirft eine solche Portierstellung etwas an Trinkgeldern ab, je nach der Qualität der Mieter des betreffenden Hauses und der Gegend, in der es liegt. Nur vor eines müssen sich solche Leute in Acht nehmen, daß sie in ihrem Glücke nicht gestört werden, und das ist vor Familienzuwachs. Kinder dürfen sie nicht haben; der richtige Portier muß kinderlos sein. Warum die unmenschliche Anforderung so kategorisch gestellt wird, ist schwer zu beantworten. Wahrscheinlich nur deshalb, weil man der Ansicht ist, daß das Ehepaar, sobald Kinder vorhanden sind, dem Hause nicht die nötige Sorgfalt widmen könne. Andererseits dürfte man den Kinderlärm in der Portierloge nicht angenehm finden. Das ist aber eine Brutalität, die nicht genug gerügt werden kann. Man stelle sich das Unglück eines solchen Ehepaares vor, das vielleicht seit Jahren in der glücklich errungenen Position lebt und dann plötzlich zu seinem Entsetzen vor der

Thatsache steht, kontraktbrüchig werden zu müssen und die Stelle zu verlieren.

Die „Edeldenkenden".

Nicht als Inserenten treten sie auf, diese Menschen, die man als „Edeldenkende" bezeichnet. Nicht sie bieten sich der leidenden Menschheit an, sondern die Schar jener, die ihrer bedarf, hält Umschau nach ihnen und sucht sie mit jammernden Worten. Wenn man sieht, wie vielfach in den Zeitungsspalten auf jene „edeldenkende" Menschheit noch gebaut wird, wie zahlreich die Gesuche sind, die an ihr Ohr geführt werden, so hat man wenigstens die eine Genugthuung zu sehen, daß bei vielen Menschen der Glaube an die Menschheit noch nicht erloschen ist. Sie rechnen noch mit jenen guten hilfbereiten opferfreudigen Menschen, sie glauben, daß es solche giebt und klagen ihnen in grellen Farben ihr Leid. Freilich; ob der Glaube nicht mit diesem öffentlichen Schmerzensschrei sein Ende erreicht? Das ist schwer zu sagen, im Interesse der Menschheit wollen wir es nicht annehmen, wollen wir hoffen, daß den Hunderten, die alljährlich ihr letztes Scherflein opfern und in der Zeitung um Hilfe rufen, die Hilfe zuteil werde, nach der sie lechzen. Wenn diese Hoffnung uns nicht beseelen würde, dann

müßte der Menschheit ganzer Jammer uns anfassen.

Diejenigen, die sich an die Edeldenkenden wenden, haben etwas mehr Glauben zu beanspruchen, als jene Darlehnssucher, die sich protzig als Darlehnssuchende geberden, während sie doch nur verkappte Bettler sind. Wer sich aber offen gleich als Bettler bekennt, nichts von Wiedergabe des Geforderten erwähnt, der muß schon tief, tief im Elende drinstecken, so daß ihm der äußere Wert seiner Persönlichkeit gleich Null ist.

Man wird dem Familienvater, der Edeldenkende um eine Gabe anfleht, mehr glauben, als der putzigen immer „jungen" Witwe, die sich bereit erklärt, die 50 Mk. und die 20 Mk. in Raten zurückzuzahlen. In den meisten Fällen treibt bittere Not dazu, die Oeffentlichkeit anzurufen, um in Fällen unverschuldeten Unglücks, bei Krankheit oder vor drohender Exmission die Hilfe der Glücklichen anzurufen. In den Köpfen dieser Leute spiegelt sich dann immer das Bild von jenem Märchenprinzen, der in ihre arme Behausung kommen müsse, ihnen mit einem Schlage alle Lasten des Elends abnehmen müsse. Sie sehen in den Straßen, auf den Wegen, aus allen Schaufenstern Glück und Wohlhabenheit hervorstechen. Ueberall lustiges Volk in eleganten Gewändern, das sich vor den aufgespeicherten Schätzen der Kaufläden staut. Und alle diese aufgespeicherten Schätze, die soweit davon entfernt sind, dem nackten Bedürfnisse zu

dienen, sagen ihnen, daß es da und da lauter reiche Leute giebt, denen die Summe, die ihnen helfen könnte, eine Kleinigkeit ist. Ja, aber wo sie erreichen, wo den Mut hernehmen, es ihnen zu sagen was man will? Dieser Gedankengang führt zur Zeitung, die ja auch von reichen Leuten gelesen wird. Ein paar Mark von dem, ein paar von dem und das Elend fliegt zum Fenster hinaus. Keiner der Reichen hätte es gespürt, aber sie, die verzweifelten Armen, würden damit glücklich sein. Es dämmert ihnen etwas wie ein Recht darauf, den kleinen geringen Bruchteil des Ueberflusses von dort zu sich in das ausgetrocknete Bette des Lebens hinüberzuleiten. Sie rufen! Ob sie kommen? Lesen denn diese Leute überhaupt die Anzeigen, wo das hungrige Volk um Arbeit und Existenz schreit? Kaum. Wird der Ruf vergebens sein? Die meisten scheuen sich dabei nicht ihren vollen Namen und die Adresse anzugeben, alle Umstände des Elends näher zu beschreiben, daß man sich offen davon überzeugen könne, daß man sehen kann, daß der Ernährer hilflos schwindsüchtig zu Bette liegt, daß die abgehärmte Mutter kleine schmutzige und ebenfalls kranke Kinder zu warten hat und daß in dem kargen Raum nichts mehr vorhanden ist, was zu Geld gemacht werden könnte.

Besonders um die Weihnachtszeit herum, da mehren sich die Bettelannoncen in den Blättern. Die

Leute wissen ganz genau, daß um die Zeit des deutschen Freudenfestes das Herz der Menschen weicher, die Hand zum Geldausgeben gelenkiger geworden ist. Sie wissen auch, daß man um diese Zeit den Anzeigen größere Aufmerksamkeit widmet und sie mögen dabei nicht schlecht spekulieren, besonders in jenen Fällen mag der Erfolg nicht ausbleiben, wo irgend eine Vertrauensperson dem Bettelnden den Hut aus der Hand genommen und ihn für diesen selbst aufhält. Wenn der Pfarrer oder der Lehrer, oder gar der Bürgermeister einer kleinen Stadt als Bittender für eine in Not geratene Familie auftritt. Um die Weihnachtszeit ist es auch, wo die Seelsorger der Berliner Gefängnisse sich an die Oeffentlichkeit wenden, um den unglücklichen Familien, deren Ernährer im Gefängnisse sitzen, eine Weihnachtsfreude zu erbetteln. Daß diese Anzeigen alle Jahre wiederkehren, mag als ein tröstlicher Beweis gelten, daß sie von Erfolg begleitet sind und daß der Glaube an die Menschheit, den uns diese Bettelanzeigen auffrischen helfen, wirklich nicht unbegründet sein mag. Er wäre sicherlich nicht unbegründet, wenn die Edlen alle wirklich auch denken möchten. Das ist ja das große Verbrechen, daß das Pflichtbewußtsein bei den Reichen noch nicht in dem Maße erwacht ist, als es wünschenswert wäre. Sie denken nicht. Sie denken nicht, daß es so viele Tausende giebt, denen das Nötigste zum Leben fehlt,

während ihnen das Glück soviel Ueberflüssiges als etwas Selbstverständliches in den Schoß geworfen. Sie denken nicht, wenn sie sich abends ins weiche Bett legen, daß zur selben Zeit in Berlin einige Tausende Menschen existieren, die keine Stelle in der großen Stadt besitzen, wo sie, gegen Wind und Wetter geschützt, die müden Glieder zur Ruhe legen können. Würde man sie aus ihrem weichen Lager heraus zu jenen Stätten des Elends tragen, wo irgend ein Ermüdeter auf kalten Fließen eines Hausflurs oder eines Neubaues sein Lager aufgeschlagen, dann würden sie entsetzt zurückprallen. Sie würden sich kaum eine Flasche Wein gönnen, wenn sie sich denken, daß um diese Summe, die diese Flasche kostet, irgendwo einer bereit ist, sich das Leben zu nehmen, weil er sie nicht aufzutreiben imstande ist. Sie denken nicht, wie die, die im Besitze sind oder ohne gerade reich zu sein, das Leben von der immerhin erträglicheren Seite genießen. Würden sie es thun, das Elend würde zumindest gelindert werden und tausende Thränen würden sich trocknen, ohne daß die Trockner dieser Thränen in ihrer Lebensweise auch nur um eine Jota gestört würden.

Eine kleine Steuer sollte sich jeder freiwillig auswerfen für das Gutthun, es ist keine leere Redensart, wenn man sagt, daß das Wohlthun Zinsen trägt. Nicht direkt der Bettler wird diese Zinsen erstatten,

aber die größere Summe von empfundenem Glück schafft neue Glücksempfindungen und neue Vorteile.

„Jenes blonde Fräulein . . . "

Sie muß nicht gerade blond sein, sie kann auch schwarz oder brünett oder rothaarig sein. Die Ueberschrift soll nur einen sehr häufig beobachteten Typ der „Kleinen Anzeigen" charakterisieren. Das Girren eines Männleins, das irgendwo ein Weiblein gesehen und nun den Versuch macht, es in der Millionenstadt wiederzufinden. Ob solche Versuche gelingen? Man möchte es kaum glauben. Zuweilen kommt es allerdings vor und nicht selten finden derartige Bekanntschaften den ganz moralischen Abschluß in einer Ehe. Ja, jenes Fräulein oder jene Frau, die man irgendwo gesehen und die auf den ersten Blick gefiel! Es schlug ein. Wie der Blitz ist das manches Mal. Es kann einem gerade auf der Straßenecke so ein Wesen in die Arme laufen, es fällt einem auf. Tracht, Gang und Haarfarbe üben eine Wirkung aus, die mit einem Male den sinnlichen Trieb loslöst. Der Wunsch, sie kennen zu lernen, ihr näher zu treten, erwacht. Aber was thun? Man ist ihr im Theater, im Konzert, auf der Pferdebahn, wohl sehr nahe, aber die entsetzlich starke gesellschaftliche Schranke trennt doch, sie trennt mit größerem Erfolge als eine eiserne Gefängnisthür. Es geht nicht an, das Ansprechen das

Zurufen, das aus dem Herzen kommen möchte. Dich, nur Dich liebe ich. Das kommt wohl in Theaterstücken vor, in Operetten, aber nicht auf der Bühne des Lebens. Manchmal riskiert es ja Einer und geht mit dem schweren Geschütze vor, faßt sich ein Herz und redet so ein Dingchen, das seinen Zauber auf ihn ausübt, an. Aber das ist nicht Jedermanns Sache. Nicht jeder ist so banal, sich zu solchen Redensarten zu verstehen. Außerdem weiß doch jeder, daß er durch eine solche Anrede beleidigt, und beleidigen will man doch in diesem Falle nicht. Ja, es mag manchen Wagehals geben, der die Anrede riskiert und im stillen Herzen hofft, daß die Angeredete ihm keine Antwort gebe. Er fürchte, daß sie sich soweit erniedrigen würde, ihm Rede zu stehen auf solch groben Angriff. Passiert es am Ball, in Gesellschaft, nun dann ist leicht Rettung vorhanden. Das sind jene Asyle im gesellschaftlichen Leben, wo sich die Bande, die die Gesellschaft zur Trennung der Geschlechter eingerichtet, leichter lösen. Man ist im Nu einer fremden Dame vorgestellt. Aber an anderen Orten geht das nicht. Man muß da verschmachten. Mancher Seladon vergißt ja bald ein solches Abenteuer und geht darüber zur Tagesordnung über. Mancher aber vergißt es nicht. Er hofft, daß er sie wiederfindet und wandelt allabendlich dieselben Wege, die er sie einmal wandeln sah. Vielleicht trifft er sie. Will es gar nicht mehr fruchten,

dann greift er zum Zeitungsinserat. „Jene blonde Dame, die gestern Abend im Joachimkonzert in der vierten Reihe saß, wird um ein Lebenszeichen gebeten von dem Herrn, der zwei Reihen vor ihr saß und sie unaufhörlich fixierte.“ So ähnlich lauten wohl die bekannten Gesuche, diese Schmerzensschreie verzehrender Liebe. Manchmal giebt es Glückliche, die dadurch mit der Angebeteten in Korrespondenz kommen, sie wiedersehen und dann — nach ihrer Façon mit ihr glücklich werden. Die meisten aber werden es vergeblich versuchen, in dem Strudel der Großstadt den Taucher zu spielen und die Geliebte aus den Tiefen der Millionen hervorzuholen. Sie liest die Zeitung nicht, sie hört den Schrei nicht, und wenn sie ihn auch hören würde, wer weiß, ob sie den Mut hat, den Sprung über das hohe Gitter der Konvenienz zu thun und dem Rufe Folge zu leisten.

Merkwürdig aber! Die Damen kommen fast nie in die Lage „jene blonden Herren“ zu suchen. Eine Dame hat doch tausend Mittel und Mittelchen, das Opfer, das sie fangen will, so zu ködern, daß es ihr nicht mehr entgeht. Wenn auch die gesellschaftlichen Vorschriften für die Frau strenger sind, aus dem reichen Arsenal der Koketterie holt sie ihre Waffen und erspart sich damit eine lange und teure Zeitungsannonce. Den, den sie liebt, den weiß das Weib festzuhalten und zu finden. Nur die Männ

Liebesbotschaften.

Und legt Ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Berg und Hügel,
Gestrenge Herrn! Ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.

So singt, wenn ich mich nicht irre, einer der wunderschönen Helden Julius Wolff'scher Lyrik. Der Jüngling aus dem deutschen Mittelalter hoffte also, allen Pedanten zum Trotz sein Liebchen durch das Lied au fait zu halten, das über alle Hindernisse, das Muhmen und Tanten aufgebaut haben, hinwegblitzt. Der moderne Mann, der nicht mehr mit der Fiedel unterm Arm dahinzieht und noch etwas anderes zu thun hat, als allen Mädeln Lieder nachzusingen, bedient sich eines modernen Mittels, wenn er sich über die Hindernisse der Sippe hinweg mit der Geliebten verständigen will. Er schreibt ihr durch die Zeitung. — — Ja, ja, mögen nur viele Cerberusse das arme Wesen betrüben, mögen sie es nur nie allein auf die Straße sehen lassen, jede ihrer Regungen mit Argusaugen beobachten und jeden Brief eröffnen, bevor sie ihn ihren kleinen Händen anvertrauen. Es giebt doch einen Weg, die Kontrebande der Liebe ins Haus zu schmuggeln und würden sie es noch so fest verriegeln.

Die Zeitung, die Zeitung ist die treue Botin, die das Wunderwerk zu Wege bringt. Mitten im feindlichen Lager erscheint sie, von niemandem gesehen, von niemandem erkannt, nur von ihr sofort als des Liebsten Abgesandte verstanden. Mitten im feindlichen Lager, am Familientisch, unter Brüdern, Schwestern, Eltern, angesichts der strengen keifenden Basen und Tanten, liest sie seine Worte und seine heißen Liebesgrüße. Und lacht in ihrem Innern über den beschränkten Verstand ihrer Umgebung. Sie preist den Fortschritt, der es so weit gebracht hat, daß man mittels der Dampfmaschine unbändiger Kraft die Sprache des Herzens hörbar machen kann, über tausend Horcherohren und Späherblicke hinweg.

Wie komisch! Bringt da die Zeitung dem Einen die schwerwiegendsten politischen Nachrichten von fremden Weltteilen, Nachrichten über Kriege und Gefahren. Hier schildert sie den Sumpf des Verbrechens und des Grauens, dem Anderen bringt sie die wichtigen Schwankungen des Weltmarktes. Sie erzählt, was in London, Wien, New-York die Handelsherren gehandelt haben, und giebt mittels des modernen Zauberwerkes, der Telegraphie, dem Leser Kunde von den größten Aktionen der Tagesgeschichte. Aber dies interessiert alles den Blondkopf nicht, der abseits auf einem Stuhle den Inseratenteil durchfliegt. Ihm sind die Ereignisse der Welt Wurst und Pappe,

ob Krieg oder Frieden ist ihm einerlei — — — nur da, da, da, an dieser Stelle liest sie seine heimlichen Grüße, sie liest sie hunderte Mal und Thränen stehen ihr in den Augen, das ist für sie das wichtigste Ereignis der Welt.

In diesem Sinne machen die „Kleinen Anzeigen" die Zeitung selbst zu Bahnbrechern und Postillons d'amour. Sie enthalten die geheime Korrespondenz der Liebenden, sie sind auf den einsamen Wüstenpfaden der heimlichen Liebe die Oasen mit dem frischen Quellwasser. Wie einst das Lied, so bringen jetzt sie über Berg und Thal und Hügel, ja über die Ozeane und noch viel weiter über jene Schranken, die die Gesellschaft den armen unter ihren Naturinstinkte leidenden Menschen gezogen. Weit weit hin über die Gesellschaftsschranke geht ihre Gewalt.

Unsittliche Anzeigen.

Es sind in diesem Buche vielfach jene Anzeigen charakterisiert worden, die nichts weniger als sittliche Zwecke verfolgen und in den meisten Fällen dazu dienen, den außerehelichen Verkehr der Geschlechter zu vermitteln, diesen zu befördern oder dessen Folgen auszunützen. Während diese Anzeigen aber wenig-

stens in der Form und in der Art, wie sie sich darbieten, das Dekorum der guten Sitte, manchmal allerdings unter sehr leichtem Schleier, bewahren, giebt es noch andere Arten von Anzeigen, die ziemlich unverhüllt die unsittliche Tendenz zur Schau tragen, dabei doch mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit den Gesetzesvorschriften und der Einsicht der Zeitungsexpeditionen ein Schnippchen schlagen. Wie Unkraut wuchern Anzeigen dieser Art in den Spalten der „Kleinen Anzeigen", ohne daß es gelingen könnte, sie zu verscheuchen.

Am bekanntesten und am meisten hervortretend sind die Ankündigungen der sogenannten „Masseusen". Die Massage ist bekanntlich ein modernes Heilverfahren, das in den letzten Jahrzehnten eine ungeheure Anwendung in der Therapie gefunden hat. Unzählige Persönlichkeiten widmeten sich der technischen Ausübung der Massage und betreiben damit einen höchst ehrsamen und nützlichen Lebensberuf. Die Erlernung der Massagetechnik ist nicht schwer. Es gehört etwas Gewandtheit und mittlere Körperkraft dazu. Die wenigen technischen Fertigkeiten sind bald angeeignet und so wird es dem Masseur möglich, ohne Aufwand von viel Geld oder Zeit einen immerhin einträglichen Beruf zu finden. Die Ausübung seiner Thätigkeit steht in der Regel unter ärztlicher Kontrolle und sein Amt wird dadurch bedeutend er-

leichtert, als er nur den Vorschriften des Arztes entsprechend seine Hilfeleistung bei Kranken ausübt. Da auch Frauen sich der Massagebehandlung unterziehen und es diesen in vielen Fällen genant ist, sich der Behandlung durch Männer auszusetzen, wurde dieser Beruf mit viel Erfolg auch von Frauen ergriffen, die dazu auch eine besondere Geschicklichkeit besitzen sollen. Die Massage ist in jedem Falle ein Zweig der Krankenpflege.

Nichtsdestoweniger hat sich in den großen Städten eine bestimmte Spezies von Weibern unter dem Deckmantel dieses ernsten Berufes zu verstecken gesucht, die unter dem Aushängeschild der Massage in aller Oeffentlichkeit ein wenig ehrenvolles Handwerk treibt. Fast neun Zehntel jener Frauen, die sich in den Blättern als Masseusen empfehlen — und die Liste dieser Masseusenannoncen ist stets sehr groß — sind nichts weiter als Prostituirte, die unter diesem Aushängeschild ihr trauriges Gewerbe öffentlich ankündigen.

Da aber thatsächlich auch wirkliche Masseusen in den Zeitungen ihre Dienste anbieten, wird es manchmal schwer sein, die reelle Masseuse von der Scheinmasseuse zu unterscheiden. In vielen Fällen werden einzelne Worte und Anpreisungen in der Annonce die Vermutung rechtfertigen, daß man es mit einer Dirne zu thun hat; aber auch in dieser

Beziehung kann man sich leicht irren, da diese Redewendungen in den Anzeigen meist einen medizinisch-technischen Anstrich haben. Als man dem Masseusenunfug vor einiger Zeit an den Leib gehen wollte, und die Scheinmasseusen aus den Spalten der Blätter vertreiben wollte, stellte man die Anforderung an die Inserentinnen, daß sie ärztlich geprüft sein müssen, und dieses Moment in ihrer Annonce ankündigen sollen. Man ging von der Voraussetzung aus, daß es leicht sein dürfte, nach dieser Richtung hin eine Kontrolle zu üben und also die Spreu vom Weizen zu scheiden. Man hat sich damit geirrt. Denn seit dieser Zeit figurieren in den Anzeigen alle Masseusinnen als „ärztlich geprüft". Wie erwähnt, ist die Technik der Massage nicht schwer zu erlernen, und nicht weniger schwer dürfte es solchen „Schülerinnen" fallen, sich bei einem Arzte die erlernte Praxis bescheinigen zu lassen. Die geforderte ärztliche Prüfung ist bestanden.

Die bedenklichen Momente in den Anzeigen sind mannigfaltigster Art. Da betont eine Masseuse zum Beispiel das Vorhandensein einer Badeinrichtung oder eines Wellenbades, was immerhin zum Denken Anlaß giebt. Die eine betont ihre Jugend, die andere ihre Kraft, eine dritte ist „in allem vertraut". Eine Bemerkung, gegen die theoretisch nichts einzuwenden ist, die aber doch nichts weiter als ein An-

erbieten unsittlicher Manipulationen in sich schließt. Am Durchsichtigsten ist die Anführung einer „Assistenz", oder gar, wenn man sich der „jungen Assistenz" rühmt. Die Hinzufügung der Herkunft der betreffenden Dame, die man in den Annoncen sehr oft angeführt findet, wie „aus Wien, aus Paris, aus St. Petersburg", läßt immer auf unzüchtige Absichten schließen. Man will sich durch den Stempel der Ausländerin begehrenswert machen, oftmals damit aber auch auf pervers veranlagte Männer wirken, die unter diesen Andeutungen vieles verstehen dürften. Diesem Tric verwandt, ist die Bezeichnung als „Madame" oder „Miß". Auch hier kann man versteckt Andeutungen irgend welcher unzüchtigen Methoden verstehen. Zu den bedenklichen Bemerkungen der Inserentinnen gehört auch die Bezeichnung „vornehm" oder „streng". Dieser Bezeichnung liegt nun ein ganz offenbarer, unsittlicher Zweck unter. Mit diesem Worte sollen jene pervers veranlagten Männer geködert werden, die dem Masochismus huldigen, einer von dem berühmten Psychiater Krafft-Ebing gekennzeichneten Geschlechtsverirrung, die in den Romanen des bekannten Schriftstellers Sacher-Masoch so vielfach gekennzeichnet wird, namentlich in dessen viel gelesenem Buche: „Venus im Pelz". Diese Verirrung beruht hauptsächlich darin, daß der Mann im Ge-

schlechtsverkehr nur dann Reiz empfindet, wenn er von der von ihm geliebten Frau durch Schläge oder Worte gedemütigt wird. Aus diesem Ideenkreise entspringt nun die von so manchen Masseusen gebraucht Bezeichnung „streng".

Man wird zugeben, daß viele dieser Bezeichnungen ziemlich harmlos sein können. Es ist wohl denkbar, daß jemand zur Ausübung der Massage sich einer Assistenz bedient, daß er Bäder bereit hält, daß er aus Wien oder Petersburg ist, daß er sich Miß oder Madame nennen läßt und sogar, daß er sein Handwerk „streng" nach den Anordnungen des Arztes ausführt und im allgemeinen mit „allem vertraut„ ist. Das Bedenkliche ist nur, daß das alles angeführt wird, da es sich ja von selbst versteht, weil es in der Angabe der erfolgten ärztlichen Prüfung genügend enthalten ist, und da es mit einem einzigen Worte „tüchtig" oder „erprobt", oder durch Bereitstellung von Referenzen seitens bekannter Aerzte, wohl zu ersetzen wäre. Gerade, daß man auf all dieses Beiwerk Gewicht legt, läßt deutlich erkennen, daß es sich dabei in der Regel um Scheinmasseusen handelt, die nichts weiter sind als gewöhnliche Dirnen, die unter der Maske von medizinischen Hilfspersonen ihr „Handwerk" öffentlich ankündigen und sich einen Kundenkreis unter der Männerwelt zu schaffen suchen. Das Bedauerliche dabei ist nur,

ankündigt. Da
Berlin lebende
r Massage nach
in Wien An-
kaum lesen, so
me übrig, daß
reisenden Ver-

Annoncen un-
en Zeitungen.
ilderten Ma-
en, daß der-
eten in Zeit-
or sich gehen
sich die Be-
ir zu durch-
sagen nicht
en Blättern
Sacher

Severin". Man wird
zeige eigentlich kaum
etwas Unzüchtiges.
glauben, daß ein einer
„Severin" von dieser
zurückgerufen wird. E
und Severin sind
Sacher Masochschen
sochismus bezeichnete
schildert wird. Wenn
klar werden, was W
man in Heiratsgesu
annoncen nicht Ans
Chiffre für den Post
oder „Severin" an
Worte scheinen also
Lüstlinge die Erken
in Heiratsgesuchen ei
oder „sehr energisch
sonst bei Frauen ni
auf das Konto des

Masoch's Romanen" gebeten werden, ihre Adressen abzugeben. Für Jedermann ist es klar, daß mit dieser Annonce eine unzüchtige Verbindung gesucht wird, die in den Romanen Sacher Masochs so vielfach charakterisiert wird. Kürzlich las man auch in den Tageblättern eine Anzeige: „Wanda sucht Severin". Man wird sich unter einer solchen Anzeige eigentlich kaum etwas vorstellen, geschweige etwas Unzüchtiges. Im höchsten Falle wird man glauben, daß ein einer „Wanda" untreu gewordener „Severin" von dieser auf dem Wege der Annonce zurückgerufen wird. So ist das aber nicht. Wanda und Severin sind die Helden jenes bekannten Sacher Masochschen Romanes, in dem die mit Masochismus bezeichnete geschlechtliche Verirrung geschildert wird. Wenn man das weiß, so wird einem klar werden, was Wanda sucht. Sehr häufig würde man in Heiratsgesuchen oder in Bekanntschaftsannoncen nicht Anstößiges finden, wenn nicht die Chiffre für den Postrestantebrief nicht als „Wanda" oder „Severin" angegeben worden wäre. Diese Worte scheinen also für eine ganze Rotte perverser Lüstlinge die Erkennungszeichen zu sein. Daß sich in Heiratsgesuchen eine Frau als „sehr herrschsüchtig" oder „sehr energisch" bezeichnet, Eigenschaften, die sonst bei Frauen nicht gesucht werden, ist ebenfalls auf das Konto des Masochismus zu setzen. In einer

Berliner Zeitung fand sich auch nachstehende Annonce: „Dreißig Mark erbittet junger Mann von Dame. „Sacher Masoch", Postamt Köpenickerstraße."

Auch ziemlich offenkundig sind die Anzeigen gewisser Hebeammen; meist sind es „frühere" Hebeammen, die in irgend einer Form die Nemesis schon erreicht zu haben scheint, die ihren „Rat" und ihre Hilfe öffentlich anbieten. Daß es sich bei diesen Ratschlägen und auch bei der „Hilfe", die gewährt werden soll,meist um Verbrechen gegen das keimende Leben handelt, ist genügend bekannt. Unerfindlich ist, wie diese Frauen den Mut haben der Gefahr des Zuchthauses zu trotzen, das ständig ihrer harrt, oder wo sie die Kniffe hernehmen, um dem Zuchthause zu entgehen.

Und doch passiert es nur verhältnismäßig selten, daß irgend ein Sensationsprozeß über das Treiben dieser lichtscheuen Helferinnen einige Aufklärungen schafft. Dann geht ein Schrei des Entsetzens durch alle Welt, man bedauert die armen Opfer eines strengen Gesetzesparagraphen, der das Leben und Sein des künftigen Staatsbürgers schützt, und zwar mit hohen Strafen schützt, da nur die Furcht vor solchen die Verbrechen zu verhindern vermag. Meist sind es dann junge Frauen der besten Gesellschaftskreise, die den Weg in das Zuchthaus

wandeln müssen, sie mit ihrer Helferin. Sie büßen alsdann die Schuld der anderen. Der tausend anderen, die alltäglich dasselbe Verbrechen begehen und die sich die Folgen eines sündigen Lebenswandels zu vertreiben suchten. Das Bedürfnis nach solchen Mitteln scheint groß zu sein. Das beweist uns die Zahl der Anzeigen, die allen Gesetzen und aller polizeilicher Aufsicht zum Trotz, die Spalten der Zeitungsannoncen bevölkern. Den Weg zu solch einer Rat und Hilfe spendenden Megäre findet gar oft ein armes Mägdelein, das durch eine Zeitungsannonce den Weg zur Sünde fand. Angelockt durch das girrende Gesuch eines Wüstlings, ging sie in in dessen Schlingen und nunmehr, da sie darin gefangen, sucht sie den Ausweg in der beschriebenen Art. Das Verbrechen des einen rächt sich am andern Teile des sündigen Paares.

Wir staunen über den Freimut mittelalterlicher Sitten, mit Verwunderung lesen wir die Bücher jener Zeit, und erröten wir vor den Abbildungen unserer Vorfahren, die sich ihrer natürlichen Triebe noch nicht schämten. Seitdem wir aber von dem Baume der Erkenntnis gegessen, seitdem wir moderne Menschen geworden sind, bedecken wir uns mit dem dünnen fadenscheinigen Mäntelchen der Moral, aber nicht um moralisch zu erscheinen, sondern um so ungestörter sündigen zu können. Sonst unterscheiden sich

..atsanne

Die Ehemack
heiraten. — Das
annonce. — Die
Der „nicht mehr u
gemeinte“ Heirat
Die Betonung des
des Geldpunktes
stehenden Frauen
Minderheit. — „
keit des Alters.
schaften der he
schlüsse auf dere
gesuch der verm
der Herren in
Adelsverschacher
leute. — „Kann

Inhalt:

Seite

Der Jahrmarkt des Lebens 3

Die Heiratsannonce 11

Die Ehemache der höheren Stände. — Geldheiraten. — Das Vermittlerwesen. — Die Heiratsannonce. — Die Geschichte der Heiratsannonce. — Der „nicht mehr ungewöhnliche Weg". — Das „ernstgemeinte" Heiratsgesuch. — „Eventuell Ehe". — Die Betonung des Geldpunktes. — Außerachtlassung des Geldpunktes seitens der im vorgerückten Alter stehenden Frauen. — Die suchenden Damen in der Minderheit. — „Später mehr!". — Undefinierbarkeit des Alters. — Die besonders betonten Eigenschaften der heiratsuchenden Dame lassen Rückschlüsse auf deren Vermögen zu. — Das Heiratsgesuch der vermögenden Dame. — Heiratsgesuche der Herren in guter Position. — „Mariage". — Adelsverschacherungen. — Toleranz verarmter Edelleute. — „Kann auch verwachsen oder Jüdin sein". —

Seite

Männliche Prostitution. — Das „Einheiraten". — Der Erfolg der Heiratsannoncen. — Heiratsgesuche der „Ueberseer". — „Diskretion Ehrensache". — Der Sprung ins Nichts. — Die Gefahren der Auswahl. — Anonyme Korrespondenz. — „Photographie erbeten". — Mißverstehen der sittlichen Bedeutung der Ehe. — Der Schlüssel zu den höchsten Gütern. —

II. **„Behufs späterer Heirat"!** 35

Die sittliche Forderung der Zeitungsexpeditionen. — „Geld Nebensache". — Der bequeme Weg ins Annoncenbureau. — Die Motive der Mädchen, die den „Bekanntschaftssuchern" ins Gehege gehen. — Das Deckmäntelchen „spätere Heirat". — „Sie denkt gar nicht an Glück. — Das Gefühl der Minderwertigkeit alleinstehender Mädchen. — Die „Ernsten". — Vorsichtige Witwer. — Nebensächlichkeit der „amtlichen" Heirat. — Männliche Prostitution. — Die Suche nach älteren Damen. — Körperliche Nachteile. — Die Frau als Suchende. — Ernstgemeinte Gesuche durch Mittelpersonen. — Heiratsähnliche Surrogate. — Frauenspekulationen. — Dehnbarkeit des „Kavalier"-Begriffes. — Das Bedenkliche der Suche nach „edeldenkenden" Männern. — Die zwei Freundinnen. — Die „junge Witwe" .— Echte Witwen oder geschiedene Frauen? — Die Hyänen des Verhältnismarktes. — Und manchmal doch der Weg zum Glück.

Seite

II. **Der Kinderhandel** 55

Die Motive. — Kinder „diskreter Geburt.". — Die Freude am Licht. — Die Schrecken der Ernüchterung. — Der Entschluß wird nicht leicht gefaßt. — Die Kinderverkäuferinnen. — Sichtbare Seelenkämpfe. — Die Statistik der unehelichen Geburten. — Die entsittlichende Macht des Elends. — Die Kehrseite der Medaille. — Kinderlose Ehepaare. — Adoption. — Die Tragik des Kinderhandels. —

V. **Möblierte Zimmer** 67

Outsider des bürgerlichen Lebens. — Die Kapitalsorge des bürgerlichen Lebens. —Anwachsen der Großstädte. — Steigerung der Mieten. — Andrang der jungen Leute in den Großstädten. — Wandlung des Zimmervermietens zum regelrechten Gewerbe. — Der Aftermieter als Mietverbilliger. — Die gewerbsmäßige Vermieterin. — Die Krisen des Geschäftes. — „Herrschaftlich" möblierte Zimmer. — Der Schrecken vor den Juden. — Das Vermieten der guten Stube. — Der Vandalismus der Mieter. — Die Veränderungen des Inventars während der Mietszeit. — Zimmer auf „Tage, Wochen, Monate." — Nachsicht der Vermieterinnen in puncto Moral der Mieter. — Der „solide" Mieter. — Das Damoklesschwert der Exmission. — Mietspreise und

Sei

Unsittlichkeit. — Das „ungenierte" Zimmer. — „Separirter Eingang vom Flur aus. — Damenzimmer. — Ausbeutung der Dirnen durch die Zimmervermieterinnen. — Das Schlafstellenwesen. — Schlafstelle und Kneipe. — Die sittlichen und gesundheitlichen Schäden des Schlafstellenwesens. —

V. **Der Geldmann** 8

Die Jagd nach dem Gelde. — Die Philosophie der braunen Scheine. — Das Geld liegt auf der Straße. — Das Schiboleth des Kapitalisten. — Der Kapitalsuchende eine Art Poet. — Die Offerten der Geldmänner. — „Eventuell". — Vertröstungen. — Die Hyänen des Annoncenfeldes. — Das Kapitalistengesuch als Notflagge. — Uebergewicht der Kapitalmacht über die fachmännischen Kenntnisse. — Die Zahl der fachmännisch Gebildeten wächst. — Der Erfinder. — Die Tragik der Erfindungen. — Der Geldmann, die Idealgestalt am Jahrhundertsende. —

VI. **Darlehnsgesuche** 10

Die Winkelbörse des Geldmarktes. — Die Geldgesuche, ein Symptom des Elends. — Das Mißtrauen gegen den Erfolg. — Die Kleingeldgesuche — und die Verschwendungen der Großstadt. — Das gedruckte Wort, ein schlechter Mitleiderreger. — Das

Seite

Mißtrauen der Wohlthätigen. — Ein Beweis des Mißerfolges der Geldgesuche. — Geldgesuche mit unsittlichem Hintergrund. — „Rückzahlung nach Uebereinkunft". — Offerten unter „Else". — Weibliche Desparados. — Unsittliche Darlehnsgesuche von Männern. — Elend und Leichtsinn. — Die Keingeldgesuche, ein Wertmesser des Geldes. — Die Leser der Darlehnsgesuche. — Eine dankenswerte Aufgabe für unsere wohlthätigen Frauen. —

VII. **Der Gerichtsvollzieher** 112

Der größte Inserent der „Kleinen Anzeigen". — Die Gleichheit des Gesetzes als notwendige Ursache der Härten. — Ist der Schuldner nicht auch Bürger des Staates? — Das Europäerzubehör. — Wie viele Elende giebt es, die selbst das von der Pfändung ausgeschlossene Minimum nicht besitzen. — Ein soziales Todesurteil. — In wessen Interesse liegt die soziale Vernichtung des Schuldners. — Die Gefahren der Deklassierung. — Das Unmoderne einer „blinden" Gerechtigkeit. — Die moralischen Aufgaben des Staates. — Die Heilighaltung des Heims. — Das Recht auf Luxus. — Die Schäden des Auktionsverfahrens. — Der Händlerring. — Die Entwertung der gepfändeten Gegenstände. — Die Auktionshyänen. — Eine Exmission. — Der persönliche Connex mit den Gegenständen unserer Umgebung. —

Sei

VIII. **Familienanzeigen** 13

Für viele Frauen bilden die Familienanzeigen die einzige Lektüre. — Die Verlobungsanzeigen, die Vermählungsanzeigen, die Geburtsanzeigen. — Warum erläßt man Geburtsanzeigen. — Die Familienanzeigen, die Weltgeschichte des Philisters. — Die Todesanzeige. — Die Dickfelligkeit der Gemüter. — Das Dasein ohne Feste. — Der Lebensgang der Auch-Menschen. —

IX. **Wohnungsanzeigen** 1

Die zunehmende Größe einer Stadt steht im umgekehrten Verhältnis zur Seßhaftigkeit ihrer Bürger. — Die Gründe des häufigen Wohnungswechsels in großen Städten. — Die Ausbildung der Uebersiedelungseinrichtungen. — Die Schwierigkeiten des Wohnungssuchens. — Unzulänglichkeit der Wohnungsankündigungen. — Das Elend der Wohnungssuche steigert sich bei den kleinen Wohnungen. — Die Stabilität der Miethspreise großer Wohnungen. — Der Umzug der Kleinen. — Ein Blick in die Interieurs. — Sprechende Möbel. — Nestbauende Menschenkinder. —

Seite

X. **Ehrenerklärungen** 148

Mit Blut oder mit Druckerschwärze. — Die Größe „ihrer" Welt. — Ist Frau Schulze eine anständige Frau? — Die gegenseitige Unkenntnis der Bewohner zweier Welten. — Gemeinsame Not zeitigt gemeinsame Interessen. — Durchsichtigkeit der nachbarlichen Verhältnisse bis in die verborgensten Falten. — Die Armut ist indiskret und geschwätzig. — Die Zentralstellen der Bezirksneuigkeiten. — Das Staatsbürgerprotzentum, eine Ursache der zahlreichen Beleidigungsklagen. — Wichtigthuer. — Die Zunahme der Beleidigungsprozesse. — Frau Schulze ist doch eine anständige Frau! —

XI. **Liebevolle Aufnahme** 155

Die Käuflichkeit der idealen Güter des Lebens. — Liebevolles Mitgefühl. — Ein Refugium für gehetztes Wild. — „Nichtanmeldung bei der Heimatsbehörde." — Verdachtsmomente über Unregelmäßigkeit in den verschwiegenen Asylen. — Kunden aus der Provinz. — Ehrenrettung Berlins. — Berlin als Reichszufluchtsort. — Damen „besserer" Stände. — Das Geld als Maßstab für Liebe und Diskretion. — „Für Dienstmädchen umsonst". — Das Teuere dieses „Umsonst". —

Seit

XII. **Wahrsagerinnen** 16

Das Kapital der Dummheit und seine Kostgänger. — Die Mannigfaltigkeit des Wahrsagens. — „Juristische“ und „ärztliche“ Wahrsagerinnen. — „Berühmte“ Wahrsagerinnen. — „Höhere Empfehlungen“. — Die Betriebsmittel des Wahrsagergegewerbes. — Der traditionelle Glaube an die Karte. — „Lenormand“. — Saisonarbeiten der Wahrsagerinnen. — „Sprechstunde“. — Aufklärung in Schule und Haus, ein Mittel gegen den Unfug. — Gemeingefährlichkeit der Wahrsagerinnen. — Wer sind die Wahrsagerinnen. — Die Kundschaft der Wahrsagerinnen. — Das metaphysische Bedürfnis der Beladenen. — Die Frivolität der „besseren“ Stände. —

XIII. **Stellenangebote** 177

Der Kampf um den Futterplatz. — Scheinbares Ueberwiegen des Stellenangebotes über die Nachfrage. — Die Reservearmee der „Intelligenzen“. — Die Tüchtigkeit braucht günstigen Boden. — Die besten Vakanzen dringen nicht in die Oeffentlichkeit. — Seltenheit der höheren leitenden Stellungen. — Das Lotteriespiel der Bewerbungen. — Spezialberufsarten für verkrachte Existenzen. — Reisende. — Schreiberposten. — Annonymität der Stellen-

barlichen Verhältniſſe bis
Falten. — Die Armut iſt ind
— Die Zentralſtellen der Bezi
Staatsbürgerprotzentum, eine
Beleidigungsklagen. — Wicht
nahme der Beleidigungsproze
iſt doch eine anſtändige Frau!

XI. Liebevolle Aufnahme

Die Käuflichkeit der ideal
— Liebevolles Mitgefühl. —
hetztes Wild. — „Nichtanmeld
behörde.“ — Verdachtsmomen
keit in den verſchwiegenen A
der Provinz. — Ehrenrettun
als Reichszufluchtsort. — Dan
— Das Geld als Maßſtab für
— „Für Dienſtmädchen umſ
dieſes „Umſonſt“. —

Das Elend der Stellenlosigkeit und seine Gefahren. — Prämien für Stellungsversorgungen. — Gesuche der Reservisten. — Weiblicher Arbeitsmarkt. — Stärkere Nachfrage nach weiblichen Arbeiterinnen. — Dienstmädchenmangel in Berlin. — Steigen der Dienstmädchenlöhne. — Dienstmädchengesuche. — Das Mädchen ist Herrin der Situation. — Die Hauhälterin. — Die Stütze der Hausfrau. — Die Amme. — Die wenigsten Kinder werden durch Ammen ernährt. — Der Portier. — Familienzuwachs der Portiersleute ist Kontraktbruch. —

XVI. **Edeldenkende** 21

Der Glaube an die Menschheit. — Tiefes Elend, das Motiv der Bettelannoncen. — Der Gedanke an den Märchenprinzen. — Das Recht auf Wohlthat. — Spekulation auf die weichen Herzen in der Weihnachtszeit. — Bettel unter dem Protektorate von Vertrauenspersonen. — Bitten um Weihnachtsgaben für die Familien von Gefangenen. — Das Pflichtbewußtsein der Reichen. — Die „Edlen" „denken" nicht. — Eine freiwillige Wohlthatensteuer. — Höheres Glückempfinden. —

XVII. **„Jenes blonde Fräulein"** 21

Die gesellschaftliche Schranke. — Die Oasen im Gesellschaftsleben. — Das Zeitungsinserat das

Seite

letzte Mittel zur Wiedererlangung der Verlorengeglaubten. — Den Frauen stehen andere Mittel zur Seite. —

VIII. **Liebesbotschaften** 220

„Gestrenge Herr'n, Ihr trennt uns nie!" — Kontrebande der Liebe. — Die Zeitung als Postillion d'amour. — Die Annonce an Stelle des Minneliedes. —

IX. **Unsittliche Anzeigen** 222

„Masseusen". — „Aerztlich geprüft". — Bedenkliche Angaben in den Zeitungsinseraten der Masseusen. — „Streng". — „Rat und Hilfe". — Masochisten anzeigen. — „Wanda sucht Severin". — Am Zuchthaus vorbei. — Der alte Adam. —

Bei Hugo Bermühler Verlag Berlin SW. 61 erschien ferner:

Das Geschlechtsleben des Weibes.

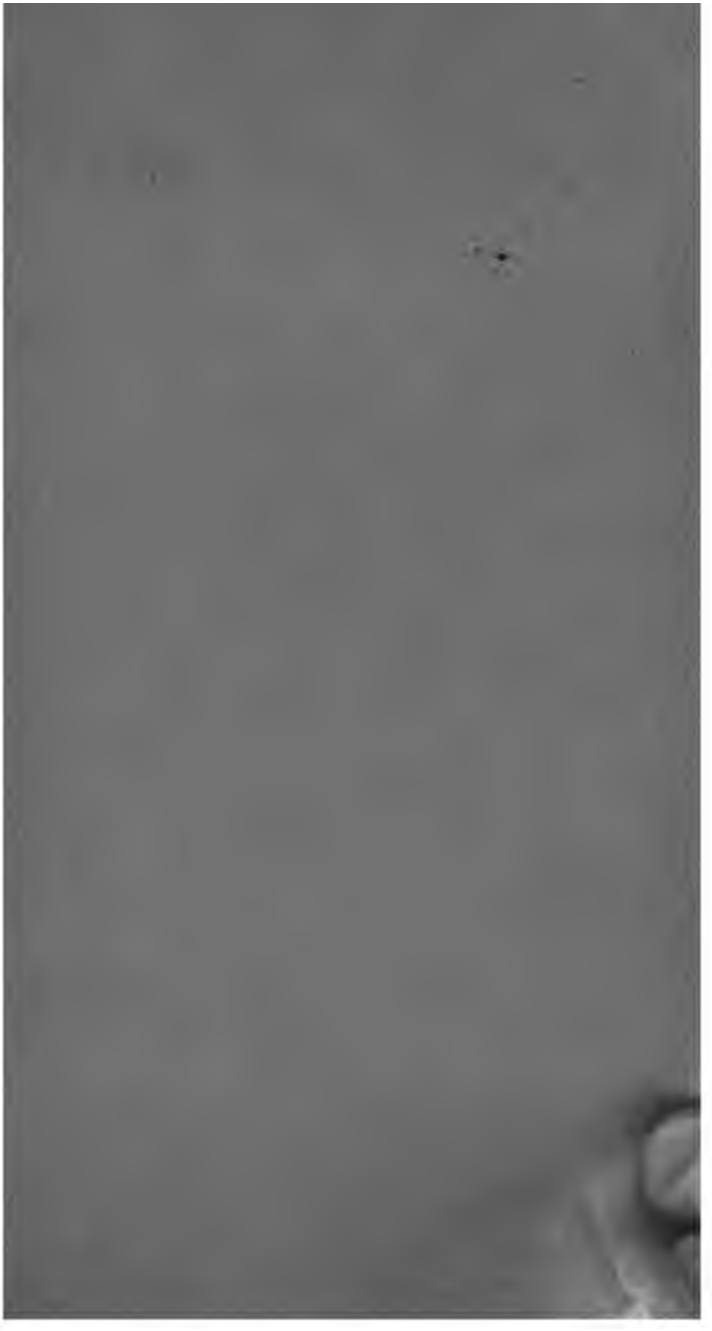
Eine physiologisch-soziale Studie mit ärztlichen Ratschlägen von
Frau Dr. Anna Fischer-Dückelmann.
— 1900. —

Preis Mk. 1,50. 3. Aufl.

Die Volkszeitung (Berlin) schreibt: Ist es schon interessant, zum ersten Male die Ansicht einer Frau und hier sogar einer wohlgeschulten Aerztin über dieses Thema zu hören, (bisher haben wir unsere Erfahrungen über das Geschlechtsleben des Weibes nur von Aerzten schöpfen können), so hat das Buch doppelt fesselndes, indem die Verfasserin uns in vieles einweiht, was bisher selten zur Sprache kam, ja oft nur von Manchen geahnt wurde. Die Leiden und Seelenqualen, die so manche Frau durch die Rücksichtslosigkeit des egoistischen Mannes während ihrer Ehe zu ertragen hat und die unabsehbaren Folgen derselben, blieben uns meistens durch den Deckmantel der ehelichen Liebe verborgen; hat sich doch bisher jeder Arzt gescheut, das eigene Geschlecht und seine Fehler anzutasten. Frau Dr. Fischer-D. tritt hier zum erstenmale diesen Greueln freimütig entgegen, dem Manne beweisend, wie sehr er noch im Sumpfe der Barbarei steckt, indem er das Weib knechtet und sich selbst zum Henker für sie macht. Was jeder Arzt, ja jeder Mann dem anderen Geschlechte gegenüber zu verschweigen für gut fand, es wird hier zum erstenmale der Menschheit in einem Spiegel vorgehalten, der ihre so wohlverborgenen, mit so großer Mühe gehüteten Verderbnisse scharf und klar ersichtlich macht.

Obwohl die Verfasserin diese Verbrechen sehr geißelt, so kann man ihr doch nicht absprechen, daß sie auch bei den delikatesten Fragen sehr taktvoll zu Werke ging. Das Buch enthält manch wissenswerte Vorschrift und viele gute Lehren für die Ehe, wir können dasselbe jedem Ehepaare zur Anschaffung nicht genug empfehlen, ja wir halten es sogar für unsere Pflicht, jeden dem die Hebung des menschlichen Wohles am Herzen liegt, aufzufordern, sich mit dem Inhalt dieser Schrift vertraut zu machen. Das Buch gehört zu jenen seltenen Erscheinungen der Litteratur, das seinen Weg in jede Familie finden, das einstens in der ganzen Welt zu Hause sein wird.

Louis Schneider & Cie., G.m.b.H., Berlin SW., Friedrichstr. 16.
(Maschinen-Satz.)



Geschlechtsleben des Weibes nur
hat das Buch doppelt fesselndes,
eles einweiht, was bisher selten
n Manchen geahnt wurde. Die
manche Frau durch die Rücksichts-
während ihrer Ehe zu ertragen
derselben, blieben uns meistens
Liebe verborgen; hat sich doch
gene Geschlecht und seine Fehler
D. tritt hier zum erstenmale
n, dem Manne beweisend, wie
barei steckt, indem er das Weib
ker für sie macht. Was jeder
en Geschlechte gegenüber zu ver-
ird hier zum erstenmale der
rgehalten, der ihre so wohlver-
gehüteten Verderbnisse scharf und

Verbrechen sehr geißelt, so kann
aß sie auch bei den delikatesten
ng. Das Buch enthält manch
gute Lehren für die Ehe, wir
ur Anschaffung nicht genug em-
ir unsere Pflicht, jeden dem die
am Herzen liegt, aufzufordern,
ift vertraut zu machen. Das
rscheinungen der Litteratur, das
en, das einstens in der ganzen

., Berlin SW., Friedrichstr. 16.
n-Satz.)

HN 460
M3F

Stanford University Libraries
3 6105 006 490 986

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

JUL 12 2004
JUN 24 2004